289.

~~EA 381 A. 21~~

REP. G. 3845

Der

Kampf um die Sprache.

Linguiſtiſche Plaudereien

von

Heinrich Teweles.

Leipzig.

Verlag von Carl Reißner.

1884.

Digitized by Google

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
7 JUN 1963
OF OXFORD
LIBRARY

Inhalt.

I. Der Kampf um die Sprache. (Ein Vorwort.)
II. Amtsſtyl und Prager Deutſch.
III. Das Mauſcheln.
IV. Deutſche Höflichkeit.
V. Wozu die deutſche Sprache taugt.
VI. Rangveränderungen der Worte.
VII. Die čechiſche Weltſprache.
VIII. Die Schönheiten der čechiſchen Sprache und die Schönheit der deutſchen.
IX. Čechiſch-deutſche Poeſie.
X. Noch einmal das Mauſcheln.
XI. Deutſche und čechiſche Reime.
XII. Werden und Wandern der Wörter.
XIII. Reinigung der Sprache.
XIV. Der Palmenorden und ſeine Nachfolger.
XV. Campe und die Claſſiker.
XVI. Goethe.
XVII. Einfluß der čechiſchen auf die deutſche Sprache.
XVIII. Einfluß der deutſchen Sprache auf die čechiſche.
XIX. Wer kann deutſch?
XX. Zeitungsdeutſch.
XXI. Der Muth zum Reden.

I.

Der Kampf um die Sprache.

(Ein Vorwort.)

Der Styl ist der Mensch, und die Sprache ist das Volk. In der Sprache bewahrt das Volk seine ganze geistige und gesellschaftliche Bildung und Entwickelung. Ein Eroberer kann kommen und die Bauwerke niederreißen, die Bildwerke in den Staub werfen, die Gemälde zerschneiden und die Büchereien verbrennen — wenn er dem Volke nur seine Sprache läßt, so kann es Alles wieder von Neuem aufbauen. In seiner Sprache lebt das Volk wieder auf, und nur wenn es die Sprache verliert, verliert es das Volksthum. Die Gothen, die einst Italien und Spanien eroberten, sind dort fast spurlos verschwunden; sie haben die Sprache der Besiegten angenommen und wurden so Italiener oder Spanier. In der Provinz siegten die Römer; doch entwickelte sich neben ihrer lateinischen Sprache eine eigene Volkssprache, die französische, welche schließlich die lateinische auch ganz officiell verdrängte. Die Angeln und Sachsen hatten ihre Sprache in England zur herrschenden gemacht, bis die

Normannen kamen und ihre Könige die wäliſchen Minſtrels umzubringen befahlen. „Bald ward," ſo erzählt Auguſtin Thierry, „ein ſächſiſcher Biſchof von ſeinem Sitz verjagt, weil er nicht franzöſiſch verſtand; bald zerriß man die Urkunden von Mönchen als ungültig, weil ſie in ſächſiſcher Sprache geſchrieben waren; bald verurtheilten die normänniſchen Richter einen Angeklagten, ohne ihn erſt anhören zu wollen, weil er nur engliſch ſprach; bald wurde eine Familie ihrer Habe beraubt und erhielt dann unter dem Namen eines Almoſens ein Stück ihres eigenen Erbtheils von ihnen zurück." Aber auch den Normannen erging es endlich ſo wie den Gothen und den Römern; gegen die immer ſich erneuernde, ausdauernde Kraft des eingeborenen Volksthums konnten ſie ſich auf die Länge nicht halten; ſie hatten in der Schlacht geſiegt, aber ſie unterlagen im Kampfe, und ſie mußten der engliſchen Sprache ein Zugeſtändniß nach dem andern machen; in franzöſiſcher Sprache iſt die Parlamentsacte abgefaßt, welche für die Zukunft den Gebrauch der engliſchen Sprache anordnete. Es iſt daher ein Verkennen der waltenden Kräfte in der Geſchichte, wenn Chateaubriand meint: „es hing an einem Nichts, daß nicht die drei Königreiche von Großbritannien franzöſiſch ſprachen"; und wenn er hinzufügt: „Shakeſpeare hätte dann in der Sprache des Rabelais geſchrieben", ſo befindet er ſich in einem Irrthum, der ihm, dem Verehrer der engliſchen Literatur, zu verzeihen iſt; aber niemals hätte aus dem franzöſiſchen Geiſte ein Shakeſpeare erſtehen können; denn die Sprache iſt das Volk, und Shakeſpeare war ein Germane.

Dieſe Sprachenkämpfe gehören der Vergangenheit an.

Die Sprachen haben ſich ausgebildet und ſind unbeſtritten, wie die Völker, deren Beſtand als geſichert angeſehen werden kann. Aber auch in unſerer Zeit gibt es Sprachenkämpfe, von denen man einſt erzählen wird, wie von jenen. Wer hört nicht mit Theilnahme von den Maßregeln, welche Rußland gegen die polniſche Sprache unternimmt? Die letzte, von der man hörte, war das Verbot, welches den polniſchen Mittelſchülern verwehrte, auf der Straße miteinander in ihrer Mutterſprache zu ſprechen. Wie wird dieſer Kampf enden? Preußen, dieſer mächtigſte deutſche Staat, hat im Verlaufe von mehr als einem Jahrhundert mit den Polen nicht fertig werden können; in Oeſterreich haben die Polen ſchon durch das deutſche Bürgerminiſterium Herbſt-Giskra eine bevorzugte Sonderſtellung erhalten, welche ſie ſeither nicht nur zu ihrem eigenen nationalen Aufſchwung, ſondern auch zum Niederdrücken der ihnen an Zahl gleichen Ruthenen benutzt haben und benutzen. Und ob das Volk auch getheilt iſt, ſeine Literatur blüht und wird von der Welt beachtet; es hat Künſtler, wie Matejko und Siemiradzki, die im edelſten Wetteifer mit den Beſten in die Schranken treten können.

Wie fern liegen uns aber die Polen, wenn wir bedenken, welchen Kampf wir um unſere Sprache zu führen haben! Seit der Errichtung der Oſtmark wogt es beſtändig auf und nieder. In Böhmen ſaßen die Deutſchen, bis die Čechen kamen und ſich in den fruchtbaren Ebenen niederließen, die Deutſchen aber in die Gebirge zurückdrängten, welche Böhmen rings umſchließen. Dann riefen die čechiſchen Könige ſelbſt die Deutſchen wieder ins Land und hießen ſie Städte bauen und Stollen führen; ſie

gaben ihnen Vorrechte und erfreuten ſich des Wohlſtandes, den deutſche Arbeit und deutſche Geſittung dem Lande ſchafften. Dann wieder kam der Sturm gegen alles deutſche Weſen; Zizka, Hus, Georg von Podiebrad wütheten gegen das Deutſchthum. Die deutſchen Städte wurden eingenommen, die deutſchen Studenten und Profeſſoren mußten die Univerſität verlaſſen und nach Leipzig ziehen. Endlich kam das große Schweigen über das čechiſche Volk. Joſef II. denkt daran, die Erblande alle in einen großen deutſchen Einheitsſtaat zuſammenzufaſſen; Franz I. wird Kaiſer von Oeſterreich, und der Gedanke Joſef's iſt faſt verwirklicht — freilich nur nach einer Richtung hin. Aber es kommt das Jahr 1848. Die Čechen haben ſtill an der Wiedererweckung ihrer Sprache gearbeitet. Dieſe Sprache war nur noch dem niederſten Volke eigen; Jeder ſchämte ſich, ſie zu gebrauchen. Was war auch in dieſer Sprache zu lernen? Was lag in ihr? Welche Geiſtesarbeit? Hatte ſie in einer Literatur geblüht? Das mußte herbeigeſchafft werden. Ein angedunkeltes Pergamen, ein altes Alphabet, eine geſchickt-ungeſchickte Hand, und die Königinhofer und die Grüneberger Handſchrift waren fertig, die älteſten Denkmale der čechiſchen Literatur.

Noch aber gehört Oeſterreich dem deutſchen Bunde an, bis das Jahr 66 kommt. Wir mußten ſcheiden. Wir hoffen, nicht auf immer. Aber die neue Lage der Dinge brachte eine neue Form mit ſich. Das kraftvolle Volksthum der Magyaren feſtzuhalten, hatten wir nicht die Macht. Wozu auch? Das Gebiet liegt zu ferne, und das deutſche Volk kann ſich nicht von der Moſel bis zum Schwarzen Meer ausbreiten, wie einſt der öſterreichiſche

General Mehring geträumt. Es wäre der Anfang seines Verfalls. Freilich kam dann der Nothruf der Siebenbürger Sachsen. Wir mußten mit Schmerzen der Tausende von Deutschen gedenken, die im Banat und an der Westgrenze Ungarns wohnen und der magyarischen Gesetzgebung schutzlos preisgegeben sind. Der sächsische Königsboden wird zerschlagen; das deutsche Theater in Pest wird geschlossen — das tönt denn auch hinüber bis ins deutsche Reich, und Rufe der Entrüstung antworten als Widerhall. Wir in Oesterreich stehen der Sache näher und müssen doch fragen: Ihr Siebenbürger Sachsen, warum seid ihr denn in euren Dörfern und Städten eingeschlossen geblieben? Warum habt ihr euren Beruf nicht erfüllt, zu dem ihr ins Land geholt wurdet? Ihr hattet zwei Jahrhunderte Zeit, Siebenbürgen deutsch zu machen — was habt ihr gethan? Ihr habt euch in euch selbst verschlossen, und nun seid ihr abgeschlossen — die Bruderhand kann nicht bis zu euch reichen. List, der große deutsche Volkswirth, hat Land und Leute in Ungarn kennen gelernt und widmet mehrere Aufsätze dem Gedanken einer Verschmelzung deutschen und magyarischen Volksthums.

Und nun zu uns, die wir in Oesterreich, in „Cisleithanien", „in den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern" leben. Wir leben im steten Kampf. Wir haben zu bewahren, was unser und was euer ist. Wir kämpfen um jedes Dorf, um jeden Mann. Die Sprache ist unsere Fahne, sie ist uns geblieben. Bei jeder Schule, bei jeder einzelnen Amtshandlung vor Gericht, vor der Verwaltungsbehörde, vor dem Gemeindeamt setzt es einen Kampf um die Sprache. Die Sorge um den

nationalen Beſtand durchdringt uns in Allem, was wir thun. Die Feder muß zur Waffe werden.

Die nachfolgenden Aufſätze, welche in der „Bohemia“ erſchienen ſind, bilden eine beſcheidene Epiſode in unſerem Kampf. Wir haben nicht nur unſere natürlichen Gegner zurückzudrängen, wir müſſen leider auch mit eigenen Volksgenoſſen rechten. Viele von ihnen wiſſen noch nicht, um was ſich der Kampf dreht, viele wollen es nicht wiſſen. Mancher Einzelne fühlt ſich ſicher und ungefährdet. Kann ihm der Čeche ſeine Sprache nehmen? Ja, ſage ich, und wenn nicht ihm — ſeinen Kindern gewiß. Wir haben ein deutſches Theater in Prag, und wir wollen ein neues bauen, weil das alte nicht ausreicht. Welch einen Sturm erhoben die Čechen dagegen! Man wird ſich erinnern, daß dieſer Frage wegen der Landtag vorzeitig geſchloſſen und aufgelöſt wurde, und daß der neue Landtag, čechiſch in ſeiner Mehrheit, dem Neubau jede Beihilfe verſagte.

Ich behandle in dieſen Aufſätzen mannigfaltige Fragen. Hin und wieder konnte eine örtliche oder zeitliche Anſpielung nicht vermieden werden; doch glaubte ich, damit das Intereſſe des fernerſtehenden Leſers nicht abzuſchwächen; ich wünſche, es dadurch zu erwecken. Aber nicht immer nahm ich Bezug auf die Gegenwart, auf die brennende Frage; ich ſuchte durch den Gegenſtand ſelbſt allgemeineres Intereſſe und Aufmerkſamkeit für die Sprache zu erwecken und ſo mittelbar Mithelfer in dem Kampf zu werben, in dem Kampf um die Sprache, der uns obendrein auch zu einem Kampf für die Reinheit der Sprache wird. Aus dieſem Grunde wagte ich es auch, die Aufſätze zu ſammeln und hier im Buche dem deutſchen

Publicum vorzulegen. Wenn jeder Leſer aus dem Büchlein nur halb ſo viel lernt, als ich beim Schreiben lernte, ſo iſt das Buch nicht überflüſſig. Und wenn es mir nur gelingt, da und dort, wo Deutſche ſich ungefährdet und ſicher fühlen, Verſtändniß für den Kampf zu wecken, den wir Deutſchen in Oeſterreich um unſere Sprache führen — nur Verſtändniß, denn mehr wollen, mehr bedürfen wir nicht — dann iſt der Zweck dieſes Buches vollkommen erreicht.

II.

Amtsſtyl und Prager Deutſch.

„Nachdem der h. Landtag geſchloſſen iſt" — würde es im Amtsſtyle heißen, wie ja auch die Ankündigungen an die Landtagsabgeordneten von Böhmen anfingen: „Nachdem der hohe Landtag auf den 5. Juli einberufen iſt —" O über dieſes „Nachdem!" Unſer Ohr iſt freilich längſt abgeſtumpft worden gegen den Gebrauch dieſes zeitlichen Bindewortes als eines urſächlichen, und unſere Sprachlehrer haben in Folge deſſen eine Vereinbarung treffen müſſen, derzufolge dieſes ärgerliche „Nachdem" urſächlich gebraucht werden darf, wenn — — — nun, wenn — um es kurz zu ſagen — „die Zeit als die Urſache angeſehen werden kann," ein Bedingungsſatz, welchen ich allen Metaphyſikern, ſofern es noch welche gibt, zum Ueberdenken empfehle. Vielleicht gelänge es ihnen, das „nachdem" derart zu vergenauern und zu umſchreiben, daß dem Mißbrauch dieſes Wortes endlich geſteuert wird. Ich höre es ſchon, daß der Schüler auf die Frage des Lehrers: „Warum haſt Du heute nichts gelernt?" zur Antwort gibt: „Nachdem ich keine Zeit hatte;" und wenn ihm der Lehrer den Gebrauch des „nachdem" erklären wird, ſo wird er darauf hinweiſen, daß ja die

Zeit, das heißt: der Mangel an Zeit die Urſache ſeiner Faulheit geweſen.

Doch dieſes „Nachdem" iſt nur ein Wahrzeichen, nur das ſprachliche Siegel, welches ein Schriftſtück ſofort als amtlich beglaubigt. Unſer ganzer Amtsſtyl iſt nachdemiſirt, die unglaublichſten Wortbildungen und Satzfügungen kommen vor, werden zum Allgemeingut und dringen in das innerſte Leben unſerer Sprache ein. Jeder wird ſofort mit Beiſpielen bei der Hand ſein: die „Gänze" als ungerechtfertigtes Seitenſtück zur „Hälfte" wird blosgelegt und — zur Gänze als Mißgeburt erklärt; ſie wird beanſtändet, was denn ſofort wieder mit Recht beanſtandet wird. Die öſterreichiſchen Behörden bewilligen Alles ſtets „gegen dem, daß" — obzwar keine Behörde, wenn ſie noch ſo hoch ſteht, das Recht hat, überhaupt etwas gegen dem zu bewilligen. Das verbietet ihr nämlich der Art. 19 des oft bezogenen Staatsgrundgeſetzes, wonach auch der Deutſche ein Recht zur Pflege ſeiner Sprache von Amtswegen hat.

Auf dieſen Artikel geſtützt, hat denn auch der Abgeordnete Dr. Nitſche in der Landtagsſitzung vom 3. Auguſt bei Berathung des Fiſchereigeſetzes die Bemerkung gemacht, daß es nicht heißen ſoll: die Befugniß, ſondern das Befugniß. Der Oberſtlandmarſchall nahm dieſe Bemerkung in die richtige geſchäftsordnungsmäßige Behandlung. Wäre der deutſche Text nämlich blos eine Ueberſetzung des čechiſchen, ſo hätte die Bemerkung des Dr. Nitſche genügt, um die Verbeſſerung zu veranlaſſen; da wir aber zwei Urtexte haben, ſo war dieſe Bemerkung ein Abänderungsantrag, und dieſer mußte natürlich zur Abſtimmung ge-

langen. So ſtimmte denn der Landtag darüber ab, ob es die oder das Befugniß heißen ſoll, und die čechiſche Mehrheit erwies ſich dem Wunſche des Herrn Dr. Nitſche ſo entgegenkommend, für das Befugniß zu ſtimmen. Sollten hier vielleicht auch erſt Unterhandlungen mit der ſogenannten deutſchen Fraction des Großgrundbeſitzes, nämlich jenen Abgeordneten des Großgrundbeſitzes, welche deutſchem Adel entſtammen, nur deutſch ſprechen und nur feudal-clerical denken, vorangegangen ſein?

Leider kann ich nicht verſchweigen, daß durch dieſe Abſtimmung der beliebte Grundſatz der Gleichberechtigung ſchwer verletzt worden iſt. Bisher durfte nämlich jeder Staatsbürger mit gleichem Rechte ſowohl die Befugniß, als auch das Befugniß ſagen, weil ihm die Grammatik die und das Befugniß ertheilte. Jetzt wird man freilich nur mehr das Befugniß ſagen dürfen, ſofern nicht durch eine Petition deutſcher Frauen das Befugniß wieder in ſeine auchweiblichen Rechte eingeſetzt wird. Aber mir ſchaudert, wenn ich daran denke, daß die Mehrheit des böhmiſchen Landtages durch ſolche Abſtimmungen die deutſche Sprache in ihre Gewalt bekommt, obzwar ſie dieſelbe ſonſt nicht in ihrer Gewalt hat. Wie, wenn der Landtag, geſtützt auf dieſen Vorfall, weitgehende Umänderungen in der deutſchen Sprache mit Rückſicht auf das beſtehende Bedürfniß unſerer čechiſchen Landesbrüder beſchloſſen hätte? Denn daß ein ſolches Bedürfniß, einige ſchmählich verſtümmelte und verwandelte Laute als deutſche Sprache auszugeben, thatſächlich beſteht, dafür iſt doch der Umſtand Beweiſes genug, daß ſich bei uns ſo viele Leute mit der Kenntniß beider Landesſprachen ausweiſen,

die offenbar nur ein čechiſches Deutſch und ein germaniſirtes Čechiſch ſprechen, Leute, welche an dem kunſtvollen Gebäude unſeres Amtsſtyles bauen und denen wir die Nachdemiſirung der deutſchen Sprache verdanken.

Das Schlimmſte daran iſt, daß dieſe verdorbene Sprache uns allgemach ganz vertraut klingt, daß wir oft darauf oder daran vergeſſen (das iſt auch eine jener čechiſirten Wortfügungen), daß dieſe oder jene Wendung, dieſes oder jenes Wort gar nicht deutſchen Urſprungs iſt und nur ein örtliches Verſtändniß findet. Führt uns einmal eine Reiſe ins deutſche Reich, ſo ſind wir gar ſtolz auf unſer Prager Deutſch — weil eine alte, aber ebenſo falſche als alte Ueberlieferung ſagt, daß die Prager ein ſehr reines, dialectfreies Deutſch ſprechen. Aber der Deutſche, mit dem wir ins Geſpräch gerathen, hört uns mit lächelnder Miene zu und macht uns ſchließlich auf eine Menge Sprachwidrigkeiten, auf unſere offene Ausſprache der Selbſtlaute — die wir aus dem Čechiſchen bekommen haben — kurz auf lauter Slawismen aufmerkſam, die wir als ſolche gar nicht kennen, weil wir ſie ſozuſagen mit der Muttermilch eingeſogen haben. Wie leicht überfließt aber ein ſolcher Ausdruck in die Feder! Wie ſorgfältig muß ein deutſcher Schriftſteller oder Journaliſt — und es gibt deren in Prag erſtaunlich viel, faſt mehr, als eine Bevölkerungsziffer von 30,000 deutſchen Seelen verträgt — hier über ſeine Feder wachen! Er muß nicht nur gut ſchreiben (wenn er nämlich geleſen ſein will), er muß ſogar richtig ſchreiben — das Selbſtverſtändliche wird ihm zur Arbeit!

Und da rühmen wir uns unſerer Dialectfreiheit!

Hätten wir nur einen echten Dialect, hätten wir nur dieſen bezeichnenden Volksmund, der ſich ſtets innerhalb des Sprachgeiſtes ſeine Worte umknetet und umbildet, bis ſie ihm bequem und geläufig von der Zunge fließen! Jeder echte Dialect iſt eine reizvolle Beſonderheit, eine werthvolle Eigenart, die vielleicht ebenſoviel Einfluß auf den Charakter ihres Volksſtammes hat, als dieſer wieder auf den Dialect. Die ganze und beſondere Art eines Volksſtammes prägt ſich in ſeiner Mundart, wie in bildſamem Thon aus; der Sachſe, der Schwabe, der Niederdeutſche, der Wiener, ſie ſtehen alle durch ihren Dialect leibhaftig vor uns. Wir haben eben in Prag kein deutſches Volksthum, aus dem ſich die Sprache immer neu erzeugt; wir ſind lauter Bildungsdeutſche. Der Handwerker und der Gewerbsmann, unſere Dienſtboten, die Alltäglichkeit unſeres Lebens ſind von einer uns fremden Art; und da die Alltäglichkeit uns Alle bezwingt, uns Alle bändigt, ſo müſſen wir ein gut Stück unſeres Deutſchthums verlieren. Wir haben kein abgeſchloſſenes Gebiet für uns, wie etwa die Siebenbürger Sachſen; unſere Kinder ſind gezwungen, mit čechiſchen Kindern in deutſche Schulen zu gehen — und was ſie in der Schulſtube vom Lehrer lernen, geben ſie auf der Gaſſe ſofort verloren. Auch der Zuzug aus Deutſchböhmen iſt ſchwach und wird naturgemäß immer ſchwächer. Der deutſche Gewerbsmann verliert hier den Boden unter den Füßen, wenn er ſich nicht ſeiner Nationalität entäußert — und warum? Weil hier kein Verein iſt, in welchem er ſeine Volksgenoſſen findet, und weil ſeine Volksgenoſſen nicht ernſtlich und beharrlich genug daran denken, jedes Glied ihrer Gemeinſchaft feſt an ſich

zu knüpfen. Im Prager deutſchen Verein und im deutſchen Verein in Reichenberg ſind in dieſer Richtung bereits Anregungen gefallen. Deutſche Meiſter ſollen mit deutſchen Lehrlingen verſorgt werden. Ueberallhin dringen die čechiſchen Lehrlinge. Auch die Wiener fangen an, die Gefahr zu begreifen, die in dieſer Čechiſirung von unten herauf droht, und die um ſo größer iſt, je geringer ſie erſcheint. Hier iſt für die deutſchen Abgeordneten, die im böhmiſchen Landtag einfach niedergeſtimmt werden, eine Arbeit, die fruchtbarer und erfolgreicher zu werden verſpricht. Anderen die Nationalität retten, heißt ſie auch für uns retten, heißt dem herrlichen Strom unſerer Sprache, der bei uns zu verſanden droht, neue Zuflüſſe eröffnen.

Wie ſich die oberen Stände ſtets aus den unteren verjüngen und friſch kräftigen, ſo erhält auch die Sprache der Bildung ſtets neue Kraft und lebendigen Schwung aus den breiteren Schichten des Volksthums. Der Streit der Völker kommt in erſter und letzter Reihe immer im Kampf um die Sprache zum Ausdruck. Aber es genügt nicht, die Sprache mühſam zu erhalten und zu bewahren; ſie muß gleichſam ſtets von Neuem erzeugt werden. Nur dann können wir hoffen, in unzertrennlichem, nicht zu löſendem Zuſammenhang mit dem Geiſte des deutſchen Volkes zu bleiben, und nur dann ein Recht auf dieſen Zuſammenhang erhalten, wenn wir die deutſche Sprache nicht blos als ein Vermächtniß, als ein Geſchenk unſerer Vorfahren anſehen, die einſt zu Hütern dieſes Reiches gegen die Einfälle der Barbaren beſtellt wurden, ſondern wenn wir Mitarbeiter an der Sprache unſeres Volkes werden und ihr ſo wieder geben, was wir von ihr empfangen.

III.

Das Mauſcheln.

Wir hatten auf dem Gymnaſium einen Profeſſor der griechiſchen Sprache, der uns große Achtung einflößte, theils weil er in dem (gerechtfertigten) Rufe ſtand, ſehr viel griechiſch zu verſtehen, ja ſogar griechiſch ſprechen zu können, theils weil er ſich uns gegenüber nicht mit bloßem Formenkram begnügte, ſondern uns auch möglichſt in den Geiſt der griechiſchen Sprache und der griechiſchen Schriftſteller einzuführen bemühte. Dennoch hatte der Treffliche — der früh geſtorben iſt — Momente, in denen ein leiſes, ganz leiſes Kichern durch die Claſſe ging, die Augen muthwillig erglänzten und jeder von uns ſeinen Nachbar verſtohlen anſtieß. Es waren das Momente, in denen der Profeſſor uns ganze Seiten aus dem Homer vorlas, um uns den Wohlklang der griechiſchen Sprache recht zu Ohren zu führen und auch um ſeinen eigenen Ohren zu ſchmeicheln. „Er mauſchelt!“ ſagten wir — und doch war er ein geborener Egerländer und ſchien, bei aller Gerechtigkeitsliebe, in ſeiner Claſſe die jüdiſchen Schüler nicht ſonderlich zu lieben. Damals hätten wir uns allerdings nicht recht

klar zu machen gewußt, worin ſein Mauſcheln beſtehe; heute, wo mir dieſe Laute bekannter und gewohnter geworden ſind, kann ich mir eher darüber Rechenſchaft geben und will es hier thun. Iſt es auch weder actuell, noch dringend, ſo iſt es doch immerhin zeitgemäß.

Bekannt iſt, daß das Wort „Mauſcheln" ein Spottwort iſt. Man nannte ehemals (oder auch noch heute?) jeden Juden „Mauſche" nach dem bei den Juden häufig gebrauchten Namen des Propheten und Religionsſtifters Moſes oder Mohſche, wie es im Hebräiſchen ausgeſprochen wird. Die Ausſprache des langen **o** wie **au** iſt vielleicht theoretiſch richtig; wenigſtens ſprechen die deutſchen Theologen, die hebräiſch ſtudiren, ſo; die deutſchen Juden behalten jedoch das lange **o** bei, und man kann daher ſagen, daß vielleicht die deutſchen Theologen „mauſcheln", die deutſchen Juden aber höchſtens „moſcheln". Behalten wir jedoch, der allgemeinen Verſtändlichkeit wegen, das Mauſcheln bei und fragen wir uns zunächſt: Iſt das Mauſcheln ein Dialect der deutſchen Sprache oder iſt es deutſche Sprachverderbniß?

Daß letzteres überhaupt in Frage geſtellt werden kann, dürfte den Ritter von Schönerer in Harniſch bringen, dennoch ſcheint mir die Frage der Prüfung werth. Für die Sprachverderbniß ſpricht die große Anzahl fremder, ſowohl hebräiſcher als auch franzöſiſcher, lateiniſcher und ſlawiſcher Ausdrücke, welche in die Mauſchelſprache — zuweilen merkwürdig umgeſtaltet — Eingang gefunden haben. In Bezug auf das letztere ſei es mir geſtattet, einige Beiſpiele anzuführen.

„Prickele mor!" iſt ein Ausruf, in welchem man

ohne Schwierigkeit das lateiniſche periculum in mora wiedererkennen dürfte. — Ein „Sarver" dürfte ſchwieriger zu entlarven ſein. Ein Sarver iſt ein Hochzeits-Tafeldecker, was ein eigenes, recht einträgliches Gewerbe bei den Juden iſt; die Bezeichnung iſt aus dem Worte ſerviren, alſo: „Servirer" entſtanden. — Ein guter Tempelſänger wird als „Aprenowes-Sänger" gerühmt, was nichts anderes bedeutet, als Ora pro nobis-Sänger. — „Sie ſitzt da, wie e tote Mahd", ſagt die Mutter unzufrieden über die ſtarre Haltung der traumverlorenen Tochter, womit aber keineswegs eine todte Maid, ſondern ein Automat gemeint iſt. — „Noſtokles" wird als berühmter Philoſoph von den Juden geſchätzt; die Griechen können ihn als ihren Ariſtoteles berufen. Auf dieſem Gebiete ließe ſich noch manches unterhaltende Beiſpiel anführen, es würde jedoch von unſerer Frage zu weit ablenken.

Für die Sprachverderbniß ſpricht ferner die Wortſtellung. Während nämlich der Deutſche im Stande iſt, zwiſchen das Hilfszeitwort und das dazu gehörige Mittelwort ganze Perioden einzuſchieben, wird — offenbar dem hebräiſchen Sprachgeiſte entſprechend, übrigens in gleicher Weiſe auch in allen romaniſchen Sprachen — das Object dem Mittelwort nachgeſtellt. Dieſe Wortſtellung, welche eine ſchärfere Hervorhebung jedes einzelnen Wortes und eine größere Deutlichkeit des Ausdrucks geſtattet, iſt es gewiß nicht in letzter Reihe, welche — abgeſehen von dem Eindruck ihres Klanges — Goethe zu dem Ausſpruche geführt haben mag, die Judenſprache habe einen pathetiſchen Charakter. Für die Sprachverderbniß ſpricht endlich auch ihr Tonfall, der, wenngleich fremdartig

klingende, ſo doch rhythmiſch abgeſtufte „Geſang" des Mauſchelns.

Für die Einreihung unter die Dialecte nun ſpricht wohl der Umſtand, daß die Selbſtlauter und Mitlauter nach ganz beſtimmten Geſetzen ſich verändern, wie jeder andere deutſche Dialect, der mitunter noch ſchwerer zu verſtehen iſt. Es iſt hier nicht etwa darauf hinzuweiſen, daß ſich eine Menge deutſcher Wörter in der Mauſchelſprache erhalten hat, die nur noch in anderen Dialecten aufbewahrt geblieben, der Schriftſprache jedoch nie angehört haben. So ſind die Fürwörter „ös" (ötz) und „enk" für ihr und euch auch im öſterreichiſchen Dialect gebräuchlich; ſo iſt das engliſche „their" ganz unverändert in der Mauſchelſprache wieder zu finden; ſo ſpricht der Jude das Wort „lebendig" mit dem Ton auf der erſten Sylbe (und Verſchleifung des **n**, alſo „lehbedig") aus, daher mit dem urſprünglichen deutſchen Accent. Dieſe Beiſpiele könnten aber ebenſogut für ein Eindringen der angeführten deutſchen Wörter ähnlich dem der Fremdwörter gelten.

Die Vocale nun gehorchen folgenden Veränderungen: Langes **e** wird zu **ej**, manchmal auch zu **i**; langes **a** wird zu **o**, langes **o** zu **oi**. (Daher ſagen die Juden auch — wir wollten oben nicht vorgreifen — nicht Mohſche, ſondern Moiſche, und um richtig zu mauſcheln, müßte man alſo moiſcheln.) **U** wird zu **ü**, **ei** zu **a**. Um ein bekanntes Dialectbeiſpiel anzuführen, wird daher aus einem Paar Haſen ein Paar Hoſen und aus einem Paar Hoſen ein Paar Hoiſen.

Trotz dieſer ganz beſtimmt nachweisbaren und hier

übrigens keineswegs erschöpften noch zu erschöpfenden, auch nicht autoritären Gesetze könnten auch wir bei aller Theilnahme für die Tisza-Eszlarer Freigesprochenen uns schließlich nicht dazu verstehen, den Mauscheldialect als einen Dialect der deutschen Sprache anzuerkennen. Denn sonst wäre folgerichtig unser geliebtes „Prager Deutsch" auch ein deutscher Dialect. Es sind eben keine aus dem deutschen Sprachgeiste hervorgegangenen Veränderungen, sondern es ist eine aus einem fremden Sprachgeiste wirkende Beeinflußung, welche die Gesetze des Mauschelns erzeugt.

Und warum lachten wir über unseren Professor der griechischen Sprache? Wieso „mauschelte" er den Homer? Die hervorstechendste Eigenschaft dieses „Dialects" ist eben die manchmal verletzend scharfe Aussprache der Mitlauter, die Anhauchung der Mitlauter an unrechtem Orte und die überaus beliebte Häufung von Kehllauten. Letzteres trat uns insbesondere bei jener griechischen Lectüre hervor. Der Mauschler spricht das **ch**, als wenn es ein **chch** wäre, das **k** spricht er wie **kh**; und sogar das **l** versucht er guttural zu bilden, indem er es von dem Ort seines Entstehens möglichst zurückdrängt. Dazu kommt das bei den Juden besonders häufige Anstoßen mit der Zunge, welches sich in der Aussprache der Zischlaute verräth, indem die Zunge zwischen die Zähne tritt. Moses selbst hat diesen Fehler besessen; er soll ihn, wie eine alte Ueberlieferung erzählt, als Kind erworben haben. Pharao soll nämlich von den Wahrsagern darauf aufmerksam gemacht worden sein, daß dieses Kind seinem Throne gefährlich werden dürfte. Um nun das Kind zu prüfen, stellte er ihm zur rechten Seite Gold, zur linken glühende Kohlen auf.

Natürlich wäre Moſes verloren geweſen, hätte er nach dem Golde gegriffen; aber da er für die große Aufgabe aufgeſpart bleiben ſollte, ſein Volk trockenen Fußes durch das Rothe Meer zu führen, ſo ließ ihn eine höhere Macht nach den Kohlen greifen und die glühenden Kohlen zum Munde führen, wobei er ſich denn die Zunge verbrannte, wie nach ihm noch manche Semiten, Nichtſemiten und Antiſemiten.

Der freundliche Leſer wird hoffentlich keinerlei Tendenz aus dieſer Plauderei herauswittern. Sollte dies jedoch gegen unſer Erwarten der Fall ſein, ſo ſei ſchnell noch erwähnt, daß manche Ausdrücke der Mauſchelſprache in die deutſche Geſchäfts- und Zeitungsſprache übergegangen und Gemeingut des deutſchen Volkes geworden ſind; daß ferner die Mauſchelſprache gegenwärtig weder ausſchließliches Eigenthum der Juden iſt, noch auch von allen Juden geſprochen wird, ſo zwar, daß man in Frankfurt ſagt, die Juden ſeien dort die einzigen, welche deutſch reden, während die Nichtjuden (in Folge zahlreicher Dialectähnlichkeiten) zu „mauſcheln" ſcheinen. Aber auch kein Sprachforſcher ſoll mit dieſer linguiſtiſchen Plauderei herausgefordert worden ſein. Ich möchte um Alles in der Welt nicht der Wiſſenſchaft, die ſo viel Dringenderes zu thun hat, ein neues, „noch unbebautes" Feld gezeigt, insbeſondere keinen jüdiſchen Sanders zur Herausgabe eines dickleibigen Wörterbuches angeregt haben.

IV.

Deutſche Höflichkeit.

Darwin's Theorie von der „Vererbung" iſt in die Dienſte der Feudalherren getreten. Wenn die bereits veraltete naturrechtliche Anſchauung von den „gleichen Menſchenrechten" träumt, die auf der Gleichheit der Menſchen fußen, und höchſtens der Anſicht Raum läßt, daß Einem die Naſe angeboren iſt, ſo wird heute von einer angeborenen, ererbten Ritterlichkeit geſprochen. Gibt es aber eine angeborene Ritterlichkeit — und wer wollte das noch bezweifeln? — ſo gibt es auch eine angeborene Höflichkeit, und dieſe war es ja, welche in der letzten Sitzungsperiode des böhmiſchen Landtags den clericalen Grafen Friedrich Thun zur Proclamirung der angeborenen Ritterlichkeit führte. „Der Deutſche lügt, wenn er höflich iſt," heißt es zwar, und das bedeutet ſo viel, daß gerade dem Deutſchen die Höflichkeit nicht angeboren, ſondern anerzogen iſt. Aber in gewiſſem Sinne lügt doch jeder höfliche Menſch, weil er bemüht iſt, Alles, was er ſagt, in möglichſt angenehm klingenden Worten zu ſagen, und weil er deswegen oft gezwungen iſt, den ungeſchliffenen Edelſtein

der Wahrheit so lange abzuschleifen, bis dieser die Hälfte seines Gewichts und Umfangs verloren hat; daher ist Höflichkeit immer nur die halbe Wahrheit und zuweilen sogar nicht einmal diese.

Allein — wir können uns hier wieder auf Darwin berufen — das Anerzogene vererbt sich ja allmälich, und so ist es auch mit der Höflichkeit, die zwar im Allgemeinen das Gemeingut blos der gebildeten Deutschen ist, aber im Besonderen unter einem ganzen Volksstamm, wie die „heeflichen" Sachsen beweisen, vererbt werden kann. So ist es ja auch mit der Ritterlichkeit. Einmal muß es doch wohl Einen gegeben haben, der nicht ritterlich war, später aber in den Ritterstand erhoben, also zur Ritterlichkeit erzogen wurde; von diesem hat sich dann die anerzogene Ritterlichkeit bis zum heutigen Tage auf seine Nachkommen vererbt.

Dem Deutschen wurde die Höflichkeit von verschiedenen Völkern anerzogen; die deutsche Höflichkeit stammte ja von den deutschen Höfen, und diese ließen sich in verschiedenen Perioden von den Franzosen, Spaniern und Italienern in der Höflichkeit belehren. Uns Gebildeten ist auf diese Weise ganz und gar die eigentliche Form des nationalen Umgangs, der nationalen Umgangssprache verloren gegangen. Wir reden einander an, wie wir es von anderen Völkern hörten; nur das Volk gebraucht die dem Geist der Sprache entspringende Umgangsform. Man lächelt über die Naivetät jenes Tirolers, der seinen Kaiser mit „Du" ansprach und, hierüber zur Rede gestellt, die Erklärung abgab: „Wenn ich zu meinem Gott Du sage, so werd' ich's wohl auch zu meinem Kaiser können." Und

in der That, würde es nicht geradezu wie eine Gotteslästerung klingen, wenn man im Gebet das „Sie" anwenden wollte?

Die Römer und die Griechen, welche zwar nicht in der Wissenschaft, aber, wie Kant bemerkt, in den Denk- und Sittengesetzen so weit waren wie wir, haben gar keine andere Anredeform gehabt als „Du", sie haben selbst ihre grausamsten Kaiser mit „Du" oder „Deine Majestät" angesprochen; selten geschah es, daß ein Römer von sich selbst im Plural sprach und „wir" statt „ich" setzte; niemals gebrauchte er den Plural von einer anderen Person. Das blieb den neueren Völkern vorbehalten, welche, wie die Franzosen und Engländer, „Ihr" gebrauchen, während der Italiener und der Deutsche „Sie" sagen. Der Italiener ist darin fast noch affectirter als der Deutsche, denn er sagt in der Anrede: „Ella" d. i. die weibliche dritte Person. Diese Höflichkeit stammt offenbar aus dem Bestreben, nicht direct auf die Person, mit der man spricht, zu stoßen, sondern die Person zu umschreiben, zu umkreisen und sich ihr nur auf eine gewisse Entfernung zu nähern. So kam es, daß aus dem ursprünglichen „Du" das zunächstliegende „Er" wurde, welches man gegen Untergebene und Bürgersleute, denen gegenüber man nicht allzu behutsam sein mußte, anwendete. Eine Stufe weiter schritt man in der Umschreibung der Person, indem man das „Er", welches schon etwas zu gemein klang, ganz wegließ, und, um sich durch den Gebrauch des „Sie", welches bis in das achtzehnte Jahrhundert nur für die vornehmsten Personen bestimmt war (beispielsweise mußten die Windhunde Friedrichs II. von seinen Bediensteten mit „Sie"

angeſprochen werden —) nichts zu vergeben, ganz abſtract ſprach. So führt Prof. Günther in einem Aufſatz „Uiber das Sonderbare der deutſchen Höflichkeitsſprache im Gebrauche der Fürwörter" (aus dem J. 1787) folgende Stelle aus einem Briefe an: „Des Herrn günſtiges Schreiben habe ich erhalten und daraus erſehen, daß der Herr das Büchlein zurückbegehre, welches ich von dem Herrn geleihet habe." — Dieſe Art der umſchriebenen Anrede hat ſich höchſt belächelnswerth bis auf unſere Tage erhalten, denn man ſchreibt ja gerade ſo; „Ew. Wohlgeboren (oder Hochwohlgeboren) Schreiben habe ich erhalten" u. ſ. w.

Aber ſo ſchreibt man nicht nur, ſo ſpricht man auch. Das „Sie" iſt ſchon zu direct geworden, Wer wird heute die Höflichkeit ſo außer Acht laſſen, daß er einen Profeſſor, einen Hofrath oder gar eine Excellenz mit „Sie" anſprechen würde? „Wie glauben, Herr Profeſſor?" — „Herr Hofrath ſagten?" — „Ew. Excellenz haben befohlen?" Da kann es Einem natürlich nicht Wunder nehmen, wenn ein Gemeindevorſteher abgeſetzt wird, weil er den Herrn Landrath mit „Ihr" anſprach, da ihm doch dieſer auch nur das „Ihr" hatte zukommen laſſen. Mit Recht entſetzt ſich Herder, der von unſeren Claſſikern am meiſten über die deutſche Sprache geſchrieben hat und deſſen Schriften leider nur mehr dem Literarhiſtoriker bekannt ſind, über dieſe Bedientenhaftigkeit, die Theodor Mundt, gleichfalls ein Vergeſſener und Ungeleſener, noch ſchärfer geißelt. Wollte man ſich ſchon über die eben angeführten Anredeformen hinwegſetzen, ſo wird man ſich endlich doch wenigſtens daran ſtoßen, daß ſelbſt von Abweſenden in

der dritten Perſon der Mehrheit geſprochen wird, wie z. B.: „Seine Excellenz haben ſich ſoeben entfernt.“

Wohin ſoll dieſe Pluraliſirung noch führen! Welche Vergewaltigung wird ſich die Logik, der geſunde Menſchenverſtand noch gefallen laſſen müſſen! Wahrhaftig, da iſt es doch richtig, daß der Deutſche lügt, wenn er höflich iſt; denn iſt es nicht die Wahrheit des Inhalts, ſo iſt es doch die Wahrheit der Form, die er verletzt. Ein köſtliches Beiſpiel dieſes Widerſtreits von Wahrheit und Höflichkeit ſind die Worte des alten Miller in „Kabale und Liebe“, die er an den Präſidenten richtet: „Deutſch und verſtändlich. Halten zu Gnaden! Euer Excellenz ſchalten und walten im Land. Das iſt meine Stube. Mein devoteſtes Compliment, wenn ich dermaleinſt ein Promemoria bringe, aber den ungehobelten Gaſt werf' ich zur Thür hinaus — halten zu Gnaden.“ Das iſt zwar auch umſchrieben und gewiß ſehr höflich geſprochen; aber es läßt ſich nicht verkennen, es ſind deutſche Worte. Und gegen ſolche Höflichkeit läßt ſich am Ende freilich nicht viel einwenden.

V.

Wozu die deutſche Sprache taugt.

Wenn das Organ der Jungčechen am eindringlichſten gegen den deutſchen Schulverein eifern will und die Ueberflüſſigkeit der deutſchen Sprache ins rechte Licht ſetzen möchte, ſo erinnert es an den bekannten Ausſpruch Karls V., dieſes mächtigen Herrſchers, in deſſen Reich die Sonne bekanntlich nie unter- — aber auch nicht aufging, welcher einſt erklärt haben ſoll: „Spaniſch ſpreche ich zu Gott, franzöſiſch mit den Damen und deutſch mit meinen Pferden.“ Es iſt das ein recht harter Ausſpruch, für welchen es aber glücklicherweiſe einige tröſtliche Nebenumſtände gibt, nämlich die, daß Karl V. manche andere Sprache überhaupt nicht gekannt hat, und daß er vergeſſen hat, hinzuzufügen, wie er z. B. mit ſeinen Hunden ſpreche.

Klopſtock erläutert dieſen Ausſpruch Karls V. mit folgenden Worten: „Zu Karls V. Zeiten miſchte man ſpaniſche Worte ein, vermuthlich aus Dankbarkeit für den ſchönen Gedanken, daß die deutſche Sprache eine Pferdeſprache ſei, und damit ihm die Deutſchen etwas ſanfter wiehern möchten. Wie es dieſen ſpaniſchen Worten er-

gangen iſt, wiſſen wir, und ſehen daraus zugleich, wie es künftig allen heutigstägigen Einmiſchungen ergehen werde, ſo arg nämlich, daß dann einer kommen und erzählen muß, aus der oder der Sprache wäre damals, zu unſerer Zeit nämlich, auch eingemiſcht worden; aber die Sprache, die das nun ſchlechterdings nicht vertragen könnte, hätte auch damals wieder Uebelkeiten bekommen." Was war das eben für eine Sprache, die für die Pferde gut genug war! Das waren nicht mehr die reichen und vollen Laute, die herrlichen Klänge, in denen einſt Walther von der Vogelweide deutſchen Landes, deutſcher Sitte und deutſcher Frauen Ruhm und Preis verkündet, war nicht jenes Deutſch mehr, deſſen Töne am Hofe des Königs Wenzel von Böhmen ſo gern vernommen wurden. Und die Politik des ſpaniſchen Königs, ſeine italieniſchen Höflinge, ſein diplomatiſcher Verkehr mit Frankreich, waren es nicht zuletzt, welche die deutſche Sprache beraubten, indem ſie die Einführung fremder Worte und fremder Biegungsformen beförderten. Trotz Luther konnte ſich die deutſche Sprache von dieſen Schlägen nicht mehr erholen; auch trotz der ſpäteren ſo ruhmvollen Beſtrebungen Jakob Grimms hat die deutſche Sprache nie mehr die Kraft und Fülle wiedererlangt, die ſie einſt beſaß, wenngleich lange vor der Zeit der Claſſiker bis auf den heutigen Tag eine ununterbrochene Arbeit der Beſten des Volkes viel zur Hebung der Sprache und zu einer ſeltenen Ausbildung des Styls geleiſtet hat. Was hat nicht der dreißigjährige Krieg Alles im Gefolge gehabt! Das Elend, das er über die deutſchen Lande brachte, übertrug ſich auch auf die deutſche Sprache, und in dieſer ſitzt noch heute mancher fremde Herr, der

aus dem übrigen Gebiet des deutſchen Volkes längſt hinausgeworfen iſt. Und während zu den Zeiten der Minneſänger die Fürſten mit den Dichtern gingen, lächelte der deutſchen Sprache nachher „keines Mediceers Güte.“ Denn nicht viel beſſer als Karl V. äußerte ſich Friedrich II. von Preußen, der die Nibelungen nicht leſen mochte und es überflüſſig fand, viel Mühe auf die rauhe deutſche Sprache zu verwenden. Die dreißig Bände ſeiner geſammelten Werke ſind alle franzöſiſch geſchrieben. Gewiß wird es trotzdem Niemanden einfallen, das Deutſchthum Friedrichs, der nach dem Witzwort eines deutſchen Epigrammatiſten „Hippokrene“ mit „Roßbach“ überſetzte, zu bezweifeln. Der preußiſche König zeigt hier eine Aehnlichkeit mit dem großen Leibnitz, der ſeine Abhandlungen faſt ausſchließlich lateiniſch, ſeine Briefe faſt ausſchließlich franzöſiſch ſchrieb, und doch deutſche Geſinnung bewies in einer politiſchen Schrift: „Bedenken, welchergeſtalt securitas publica interna et externa und status praesens im Reich auf feſten Fuß zu ſtellen,“ welche gegen Ludwigs XIV. Eroberungsabſichten auf Deutſchland gerichtet war.

Gewohnt, ja gezwungen, die franzöſiſche Sprache des Hofes und die lateiniſche Sprache der Gelehrten zu ſprechen und zu ſchreiben (hat doch ſogar Ulrich von Hutten das Latein beſſer gehandhabt als das Deutſche), konnten Männer wie Leibnitz, deren Gedankenkreis ohnehin ganz andere Gebiete umſchloß, nicht viel zur Verbeſſerung und Ausbildung der deutſchen Sprache thun, und begnügten ſich mit dem status quo um ſo eher, als die deutſche Sprache ſeit der Zeit der Hohenſtaufen ihren Weltcredit eingebüßt hatte. Umſo verwunderlicher erſcheint es trotzdem, daß

gerade Leibnitz — der vielleicht univerſellſte Deutſche — ſich mit „Unvorgreifflichen Gedanken betreffend die Ausübung der teutſchen Sprache" befaßt hat. Seine ſo betitelte Abhandlung gibt gewiſſermaßen ein kurzes Inventarium der deutſchen Sprache damaliger Zeit an, und ich kann mir nicht verſagen, eine charakteriſtiſche Stelle aus derſelben anzuführen. Er ſagt: „Ich finde, daß die Teutſchen ihre Sprache bereits hochbracht, in allen dem, ſo mit den fünff Sinnen zu begreifen, und auch dem gemeinen Manne fürkommt; abſonderlich in leiblichen Dingen, auch Kunſt- und Handwerksſachen, weil nemlichen die Gelehrten faſt allein mit dem Latein beſchäfftigt geweſen, und die Mutterſprache dem gemeinen Lauf überlaſſen, welche nichtsdeſtoweniger auch von den ſogenannten Ungelehrten nach Lehre der Natur gar wohl getrieben worden. Und halt' ich dafür, daß keine Sprache in der Welt ſei, die (zum Exempel) von Ertz und Bergwerken reichlicher rede als die Teutſche. Dergleichen kann man von allen anderen gemeinen Lebensarten und Profeſſionen ſagen, als von Jagt- und Waid-Werk, von der Schifffahrt und dergl. Wie dann alle die Europäer, ſo auffem großen Welt-Meer fahren, die Namen der Winde und viel andere Seeworte von den Teutſchen, nehmlich von den Sachſen, Normannen, Oſterlingen und Niederländern entlehnt. — Es ereignet ſich aber einiger Abgang bei unſerer Sprache in denen Dingen, ſo man weder ſehen noch fühlen, ſondern allein durch Betrachtung erreichen kann; als bei Ausdrückung der Gemütsbewegungen, auch der Tugenden und Laſter, und vieler Beſchaffenheiten, ſo zur Sitten-Lehr- und Regierungskunſt gehören; dann ferner bei denen noch mehr

abgezogenen und abgefeimten Erkänntniſſen, ſo die Liebhaber der Weißheit in ihrer Denk-Kunſt, und in der allgemeinen Lehre von den Dingen unter dem Namen der Logik und Metaphyſik auff die Bahn bringen; welches Alles dem gemeinen Teutſchen Mann etwas entlegen, und nicht ſo üblich, da hingegen der Gelehrte und Hoffmann ſich des Lateins oder anderer fremder Sprachen in Dergleichen faſt allein und inſoweit zu viel befliſſen; alſo daß es denen Teutſchen nicht am Vermögen, ſondern am Wollen gefehlet, ihre Sprache durchgehends zu erheben. Denn weil Alles, was der gemeine Mann treibet, wohl in Teutſch gegeben, ſo iſt kein Zweiffel, daß dasjenige, ſo vornehmen und gelehrten Leuten mehr fürkommt, von dieſen, wenn ſie gewolt, auch ſehr wohl, wo nicht beſſer, in reinem Teutſch gegeben werden können."

Dieſe Anſicht Leibnitzens hat ſich zum Glück für uns bewährt. Auch dasjenige, „ſo vornehmen und gelehrten Leuten mehr fürkommt", wird nunmehr „in reinem Teutſch" gegeben — oder es kann doch wenigſtens gegeben werden.

VI.

Rangveränderungen der Worte.

Im „Magazin für Literatur“ veröffentlicht Ernſt Eckſtein einen Aufſatz über „Empor- und Herabkömmlinge im Sprachſchatze der Nationen“, worin er an der Hand mehrer Beiſpiele darthut, wie einzelne Wörter in ihrer Wanderung und Wandlung aus dem Lateiniſchen in's Franzöſiſche, Engliſche, Deutſche oder auch innerhalb ihrer eigenen Sprache ihre urſprüngliche Bedeutung dahin ändern, daß ſich mit ihnen ein Nebenbegriff der Verachtung und Geringſchätzung oder des Lobes und der Werthſchätzung verbindet. Als Beiſpiel für die „Emporkömmlinge“ führt Eckſtein u. A. an das gothiſche Wort qêns oder quino = das Weib. Dieſes Wort heißt in derſelben Bedeutung im Däniſchen qvinde, im Schwediſchen qvinna; im Engliſchen lautet es queen und bedeutet: die Königin. — Aus dem angelſächſiſchen Wort tûn, unſerem hochdeutſchen „Zaun“ entſprechend, iſt das engliſche town = Stadt geworden. — Das lateiniſche Wort senior = der Aeltere iſt urſprünglich in allen romaniſchen Sprachen emporgekommen, ſo im Franzöſiſchen zu seigneur, im Italieniſchen

zu signore u. ſ. w. Jedoch hat nur die franzöſiſche Form seigneur und sire ihre hohe Bedeutung beibehalten, während daſſelbe Wort in den anderen romaniſchen Sprachen ſowie im Franzöſiſchen in der Form sieur, monsieur die Bedeutung einer gewöhnlichen Höflichkeitsanrede erhalten hat. — Das lateiniſche Wort manducare bedeutet kauen und wurde ungefähr in der Bedeutung von „freſſen“ angewendet. In der italieniſchen Form mangiare und der franzöſiſchen manger iſt es der normale Ausdruck für eſſen. Dieſes Wort „mandſcharen“ kommt auch zuweilen in der deutſchen Volksſprache vor, wo es ſo viel wie „ſchmauſen“ beſagt.

Für das Herabkommen einzelner Wörter führt Eckſtein u. A. folgende Beiſpiele an: Das mittelhochdeutſche maget oder magt bedeutet urſprünglich ſo viel wie Jungfrau oder Fräulein. Allmählich bekommt es den Begriff einer diſtinguirten Dienerin, etwa der Vertrauten einer Dame, wird zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts das pure Dienſtmädchen, und iſt heute, wo die Dienſtmädchen ſchon auf den Titel eines Fräuleins Anſpruch machen, lediglich noch als Stallmagd zu verwenden. Doch iſt hier zu bemerken, daß die Verkleinerungsformen wie Mägdlein und Mädchen, insbeſondere die erſte Form, den urſprünglichen vornehmeren Begriff bewahrt haben. — Das mittelhochdeutſche Wort sleht hat ſich in der guten Bedeutung „ſchlicht“ erhalten, während es in der Form „ſchlecht“ tief geſunken iſt. — Das lateiniſche „domina“ heißt die „Herrin“, die „Gebieterin“. Heute bedeutet das italieniſche donna und das ſpaniſche dueña nichts als Frau oder Weib, das franzöſiſche dame Frau, und im

Deutſchen wird donna oder dueña oft als Bezeichnung für das Kindsmädchen angewendet.

Es ſeien noch einzelne Beiſpiele für die Beförderung und die Herunterſetzung eines und deſſelben Wortes in verſchiedenen ſprachlichen Atmoſphären vorgebracht. Das althochdeutſche Wort hros, engliſch horse, bedeutet ſchlechthin das Pferd. In der neuhochdeutſchen Schriftſprache iſt „Roß" entſchieden edler als „Pferd". Das franzöſiſche rosse hingegen bedeutet einen Klepper, ebenſo das ſpaniſche rocin (rocinante) und das italieniſche rozza. Klepper ſelbſt heißt urſprünglich ein Schnellläufer, iſt alſo auch im Deutſchen ganz herabgekommen. — Das mittelhochdeutſche Wort kneht (von dem althochdeutſchen kinan = erzeugen; vergl. Kind) heißt urſprünglich ſo viel wie junger Menſch, Knabe, Jüngling, und nebenbei auch Knappe. Im Neuhochdeutſchen iſt der „Knecht" ganz herabgekommen, während er im Engliſchen als „knight" zum „Ritter" erhoben wurde.

Dieſe von Eckſtein angeführten Beiſpiele laſſen ſich noch vielfach erweitern und vermehren. Ein ſehr gewöhnlicher Fall iſt es, daß ein und daſſelbe Wort in zwei verſchiedenen Formen ein Empor- und Herabkömmling zugleich iſt. Das lateiniſche papa = Vater, welches zur Bezeichnung der väterlichen Stellung der Geiſtlichen diente, hat ſich einerſeits zu „Papſt", andererſeits zu „Pfaff" herausgebildet. — Das franzöſiſche vertueux hat eine ganz andere Bedeutung als das verdeutſchte „virtuos", ebenſo wie curieux (neugierig) und curios (wunderlich). Dieſe Wandlung eines Wortes in verſchiedenen Sprachen kann uns nicht Wunder nehmen, wenn wir die Geſchichte

der einzelnen Wörter in ihrer eigenen Sprache ſelbſt verfolgen. „Sippe" und „Sippſchaft" ſind gewiß nach ihrer heutigen Anwendung als Herabkömmlinge anzuſehen; das Wort „blöde", das ſo viel wie ſchüchtern bedeutet, wird jetzt ſehr häufig abwechſelnd mit „blödſinnig" gebraucht. „Häßlich" iſt gewiß nichts Haſſenswürdiges, „müßig" wird in tadelndem Sinne gebraucht, was bei dem Stammwort „Muße" nicht der Fall iſt. „Streben" iſt rühmlich; ein „Streber" zu ſein, wird Niemand gern von ſich ſagen laſſen; ähnlich iſt ein „Lebemann" nicht blos einer, der lebt, ſondern Jemand, der gut, ja zu gut lebt.

Zu dem obigen Beiſpiele von „papa" finden ſich gleichfalls innerhalb der deutſchen Sprache Beiſpiele genug; „vergeben" und „vergiften" iſt auf denſelben Stamm zurückzuführen; „aufheben" kann ſo viel wie „bewahren", aber auch gerade das Gegentheil davon bedeuten. Der Begriff von „Frau" und „Weib" hat oft gewechſelt; in der Umgangsſprache ſtehen „Frau" und „Weib" gegenwärtig auf ziemlich genau abgegrenzten Gebieten, während dichteriſch „Weib" mit Vorliebe, und zwar ſozuſagen in ſinnlichem Sinne, doch keineswegs herabwürdigend gebraucht wird. Bekannt iſt ja das Streitlied Heinrichs von Meißen, genannt Frauenlob, worin der Dichter gegen den Schmied Regenbogen das Wort „Frau" gegen den Ausdruck „Weib" vertheidigt.

Eckſtein knüpft angeſichts ſolcher Beiſpiele an den Wunſch des großen Forſchers auf dem Gebiete romaniſcher Sprachwiſſenſchaft, Friedrich Diez, an, daß nämlich — der Lautlehre, der Wortlehre und der Satzlehre entſprechend — eine ſyſtematiſche Begriffslehre entwickelt

werden ſollte, welche die Veränderungen der Begriffe innerhalb des lateiniſchen Sprachſchatzes bis zum Entſtehen der romaniſchen Tochterſprachen behandeln müßte. Wir hegen die unmaßgebliche Anſicht, daß eine ſolche Begriffslehre nie geſchrieben werden kann; denn es handelt ſich hier nicht um formale Sprachgeſetze, die man geradezu als Naturgeſetze zu bezeichnen und auch feſtzuſtellen vermöchte, vielmehr ſind dieſe Begriffswandlungen ſo verſchiedenartiger Natur, hängen von durchwegs äußeren Einflüſſen, als da ſind: die Anſchauungen, Sitten und Gebräuche eines Volkes, der zufällige Gebrauch in beſtimmtem Sinne, welcher ſich allmählich feſtigt, ab, ſo daß man von einem inneren Geſetze nicht ſprechen kann. Wohl ließen ſich ganze Bücher mit ſolchen Beiſpielen füllen, aber das Ergebniß wäre nur ein demonſtratives: die eine Reihe von Beiſpielen ließe ſich auf die Verſchiedenheit der religiöſen Anſchauungen, der ſtaatlichen Einrichtungen, des geſetzlichen Gebrauchs, die andere auf den Verkehr der Stände und Volksclaſſen untereinander, die dritte vielleicht auf die Sprache der Schriftſteller und Dichter, eine weitere auf Zufälligkeiten u. ſ. f. zurückführen. Damit wäre aber natürlich eine geſetzmäßige Feſtſtellung der Begriffswandlungen, eine ſyſtematiſche Begriffswandlungs- oder Verſchiebungslehre noch keineswegs gegeben.

VII.

Die čechiſche Weltſprache.

Vor einiger Zeit zog ein čechiſcher Schneidergeſelle durch die ihm ſtammverwandten Zeitungen. Er begann ſeine Wanderung in Konſtantinopel — man weiß nicht, „woher er kam der Fahrt" — und gelangte mit Hilfe ſeiner Sprache bis nach Nowaja Semlja, wo er vermuthlich ein Herrenbekleidungsetabliſſement für Eisbären errichtete und noch lebt, wenn er nicht geſtorben iſt. Dieſe Geſchichte lieſt ſich nicht nur wie ein Märchen, ſondern ſie iſt auch wirklich eins. Denn es mag zugegeben werden, daß der Argonautenzug des čechiſchen Schneiders wirklich ſtattfand — ſicher iſt, daß ihm ſeine Sprache das Fortkommen nicht erleichterte. Der Bulgare, Serbe, Slowene, Pole, Ruſſe, ſie alle verſtehen den Čechen nicht, wenn er čechiſch ſpricht, ſowie ſie ſich ja auch untereinander nicht verſtehen; darin ſind die Dinge ſeit dem „Slawencongreß mit deutſcher Verhandlungsſprache" nicht um ein Haar anders geworden, konnten auch gar nicht anders werden. Zwei Sprachen mögen miteinander noch ſo nahe ver-

wandt ſein und ſich in der Schrift noch ſo nahe rücken — in der Ausſprache gehen ſie weit auseinander.

Damit ſollten ſich die journaliſtiſchen Etymologen der Čechen zufrieden geben; mit den deutſchen Sprachen iſt es nicht viel beſſer. Der Bewohner des bairiſchen Hochgebirges wird den Dithmarſchen nicht verſtehen, und der Schleſier den Rheinländer nicht, wenn jeder von ihnen bei ſeiner Mundart bleibt. Zum Glück haben die deutſchen Stämme alle eine gemeinſame Schriftſprache — eine Bezeichnung, die eigentlich ein Gegenſatz im Beiſatz iſt und nichtsdeſtoweniger ihre volle Berechtigung hat. Denn das Deutſch, das die gebildeten Leute ſprechen, iſt urſprünglich nie geſprochen worden; es hat ſich keineswegs organiſch gebildet, ſondern es iſt gewiſſermaßen autoritativ entſtanden. Es iſt das Deutſch, welches in der kaiſerlichen Kanzlei geſchrieben wurde und zur Schriftſprache der fürſtlichen Kanzleien, in weiterer Folge der Aemter, Pfarreien und Schulen wurde. Es iſt eine Vermiſchung ſämmtlicher Mundarten, in welcher übrigens, wie leicht erklärlich, der öſterreichiſche Dialect den bedeutendſten Zuſatz hergab, weil die römiſchen Kaiſer als Erzherzoge von Oeſterreich offenbar zumeiſt öſterreichiſche Beamte aufnahmen. Dieſe Kanzleiſprache des fünfzehnten Jahrhunderts wurde zur Sprache Luther's und Goethe's; ſie gewann derartig an Entwickelung und wurde durch die Dichter und Schriftſteller im Sprachgeiſte derart ausgebildet, daß ſie gegenwärtig wie ein naturnothwendiges Vereinigungsmittel faſt aller deutſchen Stämme angeſehen werden muß.

In Oeſterreich hat es auch in neueſter Zeit nicht an

officiöſen Verſuchen gefehlt, die öſterreichiſchen Dichter ſpecifiſch zuſammenzufaſſen und von den deutſchen abzuſondern; man hat durch Zeitſchriften Verſuche gemacht, die deutſch-öſterreichiſchen Dichter den čechiſchen, ſerbiſchen und ſloweniſchen nahezubringen. An der Hand der Geſchichte unſerer neuhochdeutſchen Bildungsſprache wäre nun ein bewährtes Mittel gegeben; man verſuche dem öſterreichiſchen Amtsſtyl mit ſeinen Beſonderheiten — auf die ich im zweiten Capitel bereits hingewieſen habe — in ganz Oeſterreich dieſelbe Geltung zu verſchaffen, welche die deutſche Kanzleiſprache in ganz Deutſchland erlangte; man bilde die öſterreichiſche Kanzleiſprache, in welcher ſich ja alle Sprachen unſeres Heimathsſtaates ſo gut vertragen, weiter aus, und man hat das ſchwierige ſtaatsmänniſche Problem: die Forderung der deutſchen Staatsſprache, glücklich umgangen, indem man dieſe Forderung ſcheinbar erfüllt. Es ſollte mich freuen, wenn mein Vorſchlag die Beachtung der maßgebenden Kreiſe auf ſich lenkt, ich möchte aber nichtsdeſtoweniger für die Deutſchen in Oeſterreich das Recht gewahrt wiſſen, einſtweilen noch die Kanzleiſprache des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation in ihrer heutigen Ausbildung weiterzuſprechen und zu ſchreiben.

Doch kehren wir zu unſerem Schneidergeſellen zurück. In welcher Sprache hat er ſich denn fortgeholfen, wenn nicht in der čechiſchen? Gerade ſo wie Jeder, der in ein fremdes Land mit einer ihm unverſtändlichen Sprache gelangt, ſich forthelfen wird. Man horcht mit offenem Munde auf die unfaßbaren Laute und wartet auf ein bekanntes Wort, an das man ſich anklammern könnte.

Man benimmt ſich gegenſeitig wie jener deutſche Bauer, der die Behauptung aufſtellte: „Es heißt nicht nur Brot, es iſt auch Brot;“ jeder hält ſeine Sprache nicht etwa blos für die verſtändlichſte, ſondern für die einzig verſtändliche, und wundert ſich, daß ſie von Fremden nicht verſtanden wird. Daher die naive Bezeichnung der Deutſchen in den ſlawiſchen Sprachen als „němci“ — Stumme. Schließlich bleibt uns nichts anderes übrig, als die fremde Bezeichnung deſſen, was uns gerade am nöthigſten iſt, anzunehmen und ſelbſt zu wiederholen. Als die Preußen im Jahre 1866 in Böhmen waren, beeilten ſie ſich, die nothwendigſten Bezeichnungen zu erlernen, und ſo waren die erſten čechiſchen Worte, die ſie zu Stande brachten: „pivo“ (Bier), „hezká holka“ („hübſches Mädchen“) und „hubička“ (Kuß).

Mit demſelben Wortſchatz dürfte der Schneidergeſelle ſeine Wanderung vollendet haben, nur daß er dieſelben Worte im Bulgariſchen, Serbiſchen, Ungariſchen und Ruſſiſchen jedesmal von Neuem erlernen mußte. Möglicherweiſe iſt er auch blos „mit dem Hut in der Hand“ gegangen, womit man bekanntlich durch das ganze Land, will ſagen: durch jedes Land kommt, aber dieſe Hutſprache gehört nicht weiter in das Gebiet unſerer linguiſtiſchen Plaudereien.

Den Erfindern beſagter Notiz war es offenbar nur darum zu thun, entweder einleuchtend zu machen, daß es nur eine einzige ſlawiſche Sprache mit mehren Mundarten gebe und daß das Gebiet dieſer ſlawiſchen Einheitsſprache ein ungeheures ſei, oder den Glauben zu erwecken, das Čechiſche ſei ſchon für ſich allein eine Weltſprache und

werde vom Goldenen Horn bis ans Weiße Meer verſtanden. Der erſtere Fall erſcheint aus dem Grunde unannehmbar, weil die Slawen keine gemeinſame Schrift- und Bildungsſprache haben, ja ſich ſogar verſchiedener Schriftzeichen bedienen; der zweite bedarf wohl keiner näheren Unterſuchung. Es mag ſein, daß in vielen Ländern ſich hie und da ein Čeche angeſiedelt hat, ja im Staate Jowa der Vereinigten Staaten leben mehre Tauſend Čechen, die ſich in ihrer neuen Heimath ebenſo raſch unbeliebt zu machen wußten, wie ihre Väter in der alten. Aber macht das eine Weltſprache aus? Zum Begriff einer Weltſprache gehören mehre Kennzeichen. Zunächſt das, daß die Gebildeten aller Nationen ſich bemühen, ſich dieſelbe anzueignen. Franzöſiſch, Engliſch, Deutſch und Italieniſch ſtehen hier in erſter Reihe. Mit dem Deutſchen haben ſich die Völker recht ſpät befreunden lernen; nur die Engländer, trotz ihrer ſo ſtrengen nationalen Abgeſchloſſenheit, haben dem Deutſchen von jeher ſogar ein tiefgehendes und von Verehrung durchdrungenes Studium gewidmet, wie beiſpielsweiſe Lewes' „Goethe", Carlyle's „Schiller", Simes' „Leſſing" und Bulwer's Bezeichnung der Deutſchen als „das Volk der Dichter und Denker" beweiſen. Als ein weiteres Kennzeichen dient die Zahl Derjenigen, welche eine Sprache als ihre Mutterſprache ſprechen. Hier reiht ſich Deutſch bekanntlich gleich nach Engliſch, worauf Ruſſiſch und Franzöſiſch folgen. — Weſentlich iſt es ferner, daß eine Sprache gewiſſermaßen eine politiſche Selbſtändigkeit, eine diplomatiſche Vertretung beſitzt. Auf allen Meeren weht die deutſche Flagge und in keinem Ort von einiger Bedeutung fehlt ein Conſulat des deutſchen

Reichs. Ferner kommt die geographiſche Vertheilung und damit zuſammenhängend der Gebrauch einer Sprache als Verkehrsſprache in Betracht und endlich iſt es von nicht geringer Erheblichkeit, welche Beachtung wiſſenſchaftliche Leiſtungen finden, die in dieſer oder jener Sprache zuerſt mitgetheilt werden.

Bleiben wir bei unſerem deutſchen Beiſpiel, ſo ergibt ſich zunächſt, daß nahezu ganz Mittel-Europa ein ungetheiltes deutſches Sprachgebiet iſt. Die Zahl und Bedeutung der Deutſchen in Nordamerika, deren es gerade ſo viel gibt wie in Oeſterreich, wird ſchon allein durch die großartige deutſchamerikaniſche Preſſe genügend illuſtrirt; in Südamerika, Südafrika und Auſtralien ſind die Deutſchen ſo zahlreich, daß ſie gleichfalls ihre eigenen Schulen und Zeitungen haben, und, um wieder nach Europa zurückzukehren: Paris, London, Barcelona, Rom haben ſtarke deutſche Colonien; zahlreiche deutſche Coloniſten — nicht erſt jüngſten Datums — leben in der Dobrudſcha und in Bosnien, in Südungarn und Siebenbürgen, in Tiflis und Odeſſa. Im ganzen ſlawiſchen Oſten von Europa wie in Ungarn gibt es wenig Gebildete, die nicht deutſch verſtünden — und ſo iſt es doch vielleicht möglich geweſen, daß jener čechiſche Schneidergeſelle, von dem wir ausgingen, mit Hilfe ſeiner Sprachkenntniſſe von Konſtantinopel bis Archangel gekommen iſt — aber dann hat er ſicher deutſch geſprochen.

VIII.

Die Schönheiten der čechiſchen Sprache und die Schönheit der deutſchen.

Neulich beſuchte mich ein Freund aus Trieſt, ein Italiener von Geburt. Er war zum erſtenmal in Prag, und ich kam meiner Pflicht nach, ihm die maleriſche Schönheit, ſowie die geſchichtlichen Denkwürdigkeiten unſerer Stadt zu zeigen. Ich führte ihn über den Franzenskai und wollte ihn gerade über die baukünſtleriſche Bedeutung der Schlaf-Haube unterrichten, welche man dem unvollendeten Thurm des St. Veitsdomes aufgeſetzt hat, als ich bemerkte, daß ſein Blick in ganz entgegengeſetzter Richtung gefeſſelt war. Seine Lippen bewegten ſich, als ſuchten ſie ein Wort zu formen, aber es blieb beim Verſuch. Was haben Sie? fragte ich ihn. — Da! ſagte er und wies mit dem Finger auf ein einfaches altes Haus, ihm zur Rechten. — Nun ja, das iſt das „Papperlbad", aber was finden Sie daran? — An dem Haus ſelbſt nichts, aber ſehen Sie doch, dieſe Tafel! — Wir traten näher. Ich begriff Alles. Da hing eine Tafel, und auf dieſer Tafel war

mit leſerlichen, aber unausſprechlichen Buchſtaben das Wort aufgeſchrieben: „Škvrnčistovna.“

Es war auch mir unmöglich, dieſes Wort über das Gehege meiner Zähne zu bringen; es heißt auf deutſch: „Fleckenputzerei.“ Ich bat den Italiener, er möchte doch deshalb nichts Schlimmes von Prag denken, denn bisher ſeien die deutſchen Kinder noch nicht gezwungen, die Schulen der „Ustřední matice školská“ (des čechiſchen „Schulvereins“) zu beſuchen. Es ſei zwar richtig, daß die Häufung der Mitlauter im Čechiſchen und die große Beſchränkung der Selbſtlauter (das ſoll beileibe keine politiſch-ſatyriſche Anſpielung ſein!) die Sprache zu einer ſchwierigen und harten, ja zur härteſten unter allen ſlawiſchen Sprachen machen, dafür rühme ſich die čechiſche Sprache mancher Aehnlichkeit mit der italieniſchen.

Diavolo! rief der Italiener.

So zunächſt in der offenen Ausſprache der Selbſtlaute, welche den deutſchredenden Čechen ſofort verräth. So in der Fähigkeit, die Diminutivformen in's Unendliche zu verkleinern. Sie riefen vorhin: Diavolo! Ein kleiner Teufel heißt diavoletto, ein noch kleinerer diavolettino u. ſ. f. Ganz ähnlich im Čechiſchen. Čert heißt der ausgewachſene Teufel, čertík iſt die erſte Diminutivform, čertíček iſt ſchon viel kleiner, und wenn Sie die Sylbe ič wiederholen (alſo čertičíček), ſo lange als Ihr Athem reicht, ſo können Sie den Teufel bis zur Unſchädlichkeit verkleinern.

„Aber das hat doch ſehr wenig mit dem Charakter der Sprache zu thun! Das Ohrenfälligſte iſt die Häufung der Conſonanten, und dieſe iſt dem Italiener ganz un-

faßbar. Wir können überhaupt nicht mehr als zwei Conſonanten nacheinander ausſprechen (allerdings l und r als Halbconſonanten nicht gezählt); wir ſprechen nicht: Inſtinct, ſondern istinto, nicht Conſtruction, ſondern costruzione; ja wir ſchieben, wo wir einen Conſonanten nicht herauswerfen können, ein i ein: alſo ſtatt non scrivo ſagen wir: non iscrivo, ſtatt per strada: per istrada."

Da werden ſie von den Chineſen und den Otahitern noch übertrumpft, ſagte ich. Die Otahiter konnten zur Zeit der erſten Cook'ſchen Reiſe um die Welt die meiſten Namen der Engländer trotz aller Anſtrengungen, die ſie machten, entweder gar nicht oder doch nur ſonderbar verſtümmelt und umgebildet über die Zunge bringen. Aus Cook machten ſie Tuti, aus Hicks—Hiti; aus Gore—Toaoro; aus Solander—Torano; aus Banks—Tapane. Der Chineſe kann nicht einmal zwei Conſonanten aufeinander ausſprechen, ja er braucht für jeden Conſonanten gleich einen ſtützenden Vocal; ſo wird Chriſtus im Chineſiſchen ausgeſprochen: Chi-li-si-tu-si, wobei zu bemerken iſt, daß die Chineſen, gleich unſeren Kindern, l ſtatt r ſagen. Halten Sie das aber für einen beſonderen Vorzug? So wenig die allzu große Häufung der Conſonanten ein Vorzug iſt, weil ſie für Zunge und Ohr gleich ſchwierig iſt, ſo wenig läßt ſich das Gegentheil hievon rühmen. Den richtigen Mittelweg ſchlägt die deutſche Sprache ein. Wenn ſie Conſonanten häuft, ſo geht ſie darin blos ſo weit, ihre männliche Kraft zu bewähren, nicht aber die Kunſt des Gauklers, der mit Hundertpfündern herumwirft; ſie kann jedoch auch weich ſein, ohne weichlich zu werden.

„Alſo darauf" — rief der Italiener — „läuft unſer Geſpräch hinaus, auf ein Lob der deutſchen Sprache!"

Ja. Warum ſoll ich's nicht geſtehen? Weiß doch Niemand die Sprachen der Völker ſo zu würdigen und gegeneinander abzuwägen, wie wir Deutſchen. Wir ſind noch immer die Kosmopoliten unter den Völkern, die Fremden ſind uns ein Studium. Brauche ich Ihnen zu ſagen, wie gern wir bei anderen Völkern zu Gaſte gehen, und wie viel lieber wir ſie ſelbſt bei uns empfangen! Die ſchöne Literatur aller Völker iſt unſer Eigenthum. Wer zählt die deutſche Shakeſpeare-Literatur? Wie viel iſt über Euren Dante geſchrieben, wie oft iſt er überſetzt worden! Doch das Alles wäre ja kein Beweis für die Sprache; aber wir dürfen ein wenig Anerkennung unſerer Unparteilichkeit fordern. Nun, der Deutſche allein beſitzt die natürliche Mundſtellung. Wie der Unterricht auf dem Clavier, der Violine u. ſ. w. damit beginnt, daß der Schüler die richtige Handſtellung lernt, und wie von der richtigen Handſtellung Geläufigkeit und Anſchlag, beziehungsweiſe Bogenſtrich abhängen, ſo iſt eine reine, natürliche Sprache, in welcher jeder Laut zu ſeinem Recht gelangt, nicht zu viel aber auch nicht zu wenig erhält, von der richtigen natürlichen Mundſtellung bedingt. Dem Franzoſen bleiben ſozuſagen alle Wörter am Gaumen kleben, der Italiener ſchiebt ſie mit der Zunge zwiſchen die Zähne oder er läßt ſie breit auf der Zunge ruhen; der Engländer ſpreizt den Unterkiefer vor, woher insbeſondere die ſeltſame Ausſprache ſeines ao, s, sh, th und w herrührt. Der Unterricht in jeder Sprache ſollte demnach mit dem Unterricht in der nöthigen Mundſtellung beginnen; dieſe wäre die einzig

richtige Offenbarung der Ausſprache. Aus dieſer Mundſtellung ergibt ſich auch der — wenn wir von den Griechen abſehen — beiſpielloſe Reichthum der deutſchen Sprache an Doppellautern und die Mannigfaltigkeit in der Ausſprache der Selbſtlauter, was uns die Häufung von Conſonanten viel eher geſtattet und ermöglicht, als eben z. B. der čechiſchen Sprache. Herder, derſelbe, der die „Stimmen der Völker" geſammelt und ſo den Grundſtein zu unſerer „Weltliteratur" gelegt hat, ſagt: „Dünkt mich recht, ſo ſtehen wir gegen unſere Nachbarn in einer glücklichen abgewogenen Mitte; ſo daß wir nicht wie die ſarmatiſchen Völker die Worte herausröcheln, noch wie die Seenationen in heiſerm Tone dämmern, noch wie unſere ſybaritiſchen Nachbarn die Worte mehr hervorglitſchen, noch wie die Briten mit verſchlucktem Tone und oft ohne Lippen reden. Unſere Sprache iſt ſtark und zurückprallend, nicht aber rauh und unausſprechlich; tapfer, wie das Volk, das ſie ſpricht, und nur Weichlingen furchtbar und ſchrecklich; nicht unwirthbar gegen Fremde, aber Landſtreichern oder zu entlegenen Nationen unfreundlich anzuſchauen."

Der Italiener, der aufmerkſam zugehört hatte, war nachdenklich geworden. „Kommen Sie," ſagte er nach einer Weile, „ich mag heute nicht mehr da hinauf; plaudern wir noch eine Weile von der Sprache. Iſt ſie nicht das älteſte, ehrwürdigſte und großartigſte Monument jedes Volkes? Liegt nicht in ihr die ganze Geſchichte, der Geiſt und das Gemüth ihres Volkes? Iſt es nicht erhebend, in den weiten offenen luftigen Hallen, in den hohen Wölbungen oder in den traulichen Wohnräumen des Sprachgebäudes ſich zu ergehen?"

Wir waren wieder zu Hauſe angelangt, und ich nahm meinen Börne zur Hand. „Hören Sie,“ ſagte ich, „wie Börne, der Semit, ſpricht, der Mann, der in Frankreich leben mußte, weil er ſein deutſches Vaterland zu ſehr liebte, und der das Franzöſiſche ſo gut ſchrieb, wie das Deutſche. „Welche Sprache darf ſich mit der deutſchen meſſen? Welche andere iſt ſo reich und mächtig, ſo muthig und anmuthig, ſo ſchön und ſo mild, wie unſere? Sie hat tauſend Farben und hundert Schatten. Sie hat ein Wort für das kleinſte Bedürfniß der Minute, und ein Wort für das bodenloſe Gefühl, das keine Ewigkeit ausſchöpft. Sie iſt ſtark in der Noth, geſchmeidig in Gefahren, ſchrecklich, wenn ſie zürnt, weich in ihrem Mitleide und beweglich zu jedem Unternehmen. Sie iſt die treue Dolmetſcherin in allen Sprachen, die Himmel und Erde, Luft und Waſſer ſprechen. Was der rollende Donner grollt, was die koſende Liebe tändelt, was der lärmende Tag ſchwatzt und die ſchweigende Nacht brütet; was das Morgenroth grün und gold und ſilbern malt und was der ernſte Herrſcher auf dem Throne des Gedankens ſinnt; was das Mädchen plaudert, die ſtille Quelle murmelt und die geifernde Schlange pfeift; wenn der muntere Knabe hüpft und jauchzt, und der alte Philoſoph ſein ſchweres Ich ſetzt und ſpricht: Ich bin Ich — Alles, Alles überſetzt und erklärt ſie uns verſtändlich, und jedes anvertraute Wort überbringt ſie uns reicher und geſchmückter, als es ihr überliefert worden.“

Hier ſchwieg ich und blickte von meinem Buche auf. Ich ſelbſt, wiewohl ich ſchon oft und oft vorher dieſen Hymnus auf die deutſche Sprache geleſen hatte, fühlte

mich von dieſem Muſter- und Meiſterſtück aufs Neue ergriffen und gerührt. Das iſt die Sprache, mußte ich bei mir denken, für deren Exiſtenz wir hier ſo mühſam kämpfen müſſen! Das iſt die Sprache, die aus ihren alten Gebieten zurückgedrängt werden ſoll! Ich glaube, der Italiener verſtand mein Schweigen und errieth meine Gedanken.

IX.

Čechiſch-deutſche Poeſie.

Eine Bemerkung, welche vor Kurzem die „Bohemia“ über die deutſche Sprache der „Politik“ machte, hat die Empfindlichkeit dieſes altčechiſchen Organs ſtark berührt. Die „Politik“ hat ſchon einmal den „Linguiſtiſchen Plaudereien“ etwas am Zeug zu flicken geſucht und hat ſich gegen unſere Bemerkungen über das „Prager Deutſch“ aufgelehnt, deſſen ſie eben einzig und allein mächtig iſt. Die „Linguiſtiſchen Plaudereien“ wollten ihr die Lebensader unterbinden, denn was bleibt der „Politik“, wenn man ihr das „Prager Deutſch“ nimmt? Die „Česká Politika“. — Letzthin nun erklärte die „Politik“ gar ſtolz und doch zugleich beſcheiden, ihre Kenntniß der deutſchen Sprache genüge ihr, um das čechiſche Volk ganz allein gegen die ganze deutſche Nation ruhmreich zu vertheidigen. Das war wenigſtens der Inhalt ihrer Erklärung.

Es iſt ja ſo weit ganz nett von dem genannten altčechiſchen Blatt, daß es, den Arm der jungčechiſchen „Národní Listy“ verſchmähend, das deutſche Volk in die

Schranken fordert. Wenn nur das deutſche Volk von dem Daſein der „Politik" auch eine Ahnung hätte! Das altčechiſche Organ muß ſich ſonach mit jenem kleinen Theil des deutſchen Volkes als Gegner begnügen, der das Glück hat, landesbrüderlich mit ihm vereint zu ſein. Dieſer Theil fühlt ſich denn auch von der Gegnerſchaft der das čechiſche Volk in deutſcher Sprache vertretenden „Politik" ganz gehörig getroffen. Denn nicht nur daß die „Politik" das Gebiet der deutſchen Sprache in Böhmen immer mehr einengen möchte, ſie führt auch einen beſtändigen Kampf gegen die deutſche Sprache, in welchem leider jedesmal die „Politik" ſiegt, die deutſche Sprache dagegen elendiglich behandelt wird. Indeſſen geht ſpeciell dieſer Kampf meine verehrten Collegen über dem Strich, beziehungsweiſe von der erſten Seite etwas an, und ſie bedürfen durchaus nicht meines Beiſtandes. Für meine heiteren Betrachtungen bietet die „Politik" ganz anderen Stoff, das iſt ihre Poeſie.

Wenn man ſo beſcheiden iſt, einzuräumen, daß man zwar nicht genug deutſch kann, aber doch genug, um das deutſche Volk zu bekämpfen, ſo ſollte man wenigſtens keine Seitenſprünge auf ein Gebiet verſuchen, welches ja nicht einmal jedem Sprachkundigen zu betreten geſtattet iſt. Aber — Krieg bis auf's Meſſer! lautet die Loſung der „Politik", das heißt Krieg auf allen Gebieten, auch auf dem der Poeſie. Namentlich in der letzten Zeit ſind die poetiſchen Beiträge der „Politik" reichlicher gefloſſen. Zunächſt hat ſich gar ein Tendenzpoet vernehmen laſſen, angeblich ein Deutſcher, „deſſen Namen mit Recht in Böhmen einen guten Klang hat", wie die Empfehlung

der „Politik“ lautet. Schon die Einleitung ſeines Gedichtes verſpricht eine hervorragende Leiſtung:

„Vom Moldau- bis zum Neiſſeſtrand
Wogt der polit'ſche Kampf im Land.“

Dann ſcandirt er im Tone des Bedauerns weiter:

„Nur wer die Leidenſchaft anfacht,
Dem wird ein brauſend Hoch gebracht.“

Nachdem er erklärt hat, daß das Čechenvolk im Recht iſt, betheuert der Tendenzpoet der „Politik“:

„Ich bleibe deutſch bis zu dem Tod,
Ich bleibe deutſch in jeder Noth.“

Wollte man auf's Herz ſchauen und nicht auf die Verſe, ſo wäre der vorliegende „bis zu dem Tode deutſche“ Tendenzdichter literariſch ebenſo „zu dem Tod“ zu verurtheilen, wie man blos die „äußere Form ſeiner ſchriftlichen Arbeiten“ zu claſſiren hätte. Der deutſche Lumir dichtet weiter:

„Die Lüge ſoll mich nicht bethör'n,
Mir nicht mein Rechtsbewußtſein ſtör'n.“

Das läßt ſich hör'n! Wir wollen auch weiter kein Wort über dieſen Mann, der ein ſo entwickeltes Rechtsbewußtſein hat, verlier'n. — Ein andrer Dichter hat das Wort, ein Ueberſetzer. Zur „Enthüllungsfeier des Denkmals der Erfinder des „Ruchadlo“ (einer Pflugſchar, die, wie der Dichter behauptet, über die ganze Welt verbreitet iſt) der Geſchwiſterkinder Veverka in Pardubitz hat ein Herr Jahn einen Prolog geſchrieben, welchen die „Politik“ im Kampfe gegen das Deutſchthum angeblich in's Deutſche überſetzt mittheilt. Der Prolog ſelbſt iſt eine freie Nach-

bildung von Schiller's „Theilung der Erde", mit der poetiſchen Verbeſſerung, daß, nachdem der Herr Alles vertheilt und nachdem Jeder ſich eingerichtet, nicht der Poet, ſondern der Bauer als Letzter kommt, obzwar er, wenn man Schiller glauben darf, der Erſte war, der nach des Ackers Früchten griff. Der Prolog beginnt:

„Gott ſchuf die Welt, und daß in Freuden leben
Die Weſen drauf, das war ſein größtes Streben."

Die Welt wird alſo vertheilt und der zurückgebliebene böhmiſche Bauer von Gott auf eine recht unklare Weiſe getröſtet; item, es heißt dann:

„Und unſer Bauer folgte Gottes Wort,
's ererbte Feld bebaut er fort und fort."

's ererbte Feld! Das ſoll mal Einer als Vers leſen und ein Deutſcher ſein. Daß der Ueberſetzer der „Politik" das Wort „Rubin" als Trochäus gebraucht („Ein blut'ger Tropfen, wie der Rubin glüht"), muß man ſeiner čechiſchen Ausſprache zugute halten; daß er auf „gekleidet" „deutet" reimt — ja, ſagt die „Politik", es iſt ja nicht ſeine Mutterſprache!

Ein dritter Dichter der „Politik" hat das Gebiet der Ballade betreten und leiſtet einen ſchauerlichen „Ritter Dalibor". Der Dichter erzählt von der Geige Dalibor's:

„Sein Entzücken einſt als Knabe,
Und ſein Troſt im Sklavenjoch,
Iſt ſie jetzt auch, hart am Grabe,
Seine letzte Freundin noch."

Dalibor ſpricht in Tönen aus, „was die Bruſt bezwang zu ſtöhnen!" „Plötzlich ſchreckt er auf im

Schlummer" — was iſt geſchehen? Eine Saite iſt geſprungen. Wieſo? „Die falſche iſt geſprungen, Müßig, ohne Bogenſtreich!" In jeder Strophe ein Flickwort, das den Stümper zu erkennen gibt; ein „doch", „auch", „nur" u. ſ. w. Einmal heißt es: „Ihn doch ſchützen gute Geiſter", dann: „Plötzlich doch ſteht er gebannt", „Kaum nur Tage ſind verronnen". Poetiſch verklärend lautet der Schluß:

„Am Hradſchin im Böhmerlande
In der ſchönen Hauptſtadt Prag,
Ragt ein Thurm am Moldauſtrande,
Ragt noch bis zum heutgen Tag.

Daliborka heißt noch heute
Dieſe Zwingburg allgemein,
Und noch nächtlich hören Leute
Geigenſpiel bei Mondenſchein."

Bei den gegenwärtigen Verhältniſſen muß es uns eigentlich Wunder nehmen, daß die „Národní Listy" der „Politik" bisher noch nicht „Pflege der deutſchen Literatur" vorgeworfen haben; eine Unterlaſſung, welche darin ihre Erklärung zu haben ſcheint, daß die „Národní Listy", welche ſchon die bloße Kenntniß der deutſchen Sprache verrufen, Referate — über das Gaſtſpiel der Meininger brachten. Dies iſt gewiß erſtaunlich, aber es kommt noch beſſer. Während die „Politik" deutſche Poeſie pflegt und doch eingeſteht oder nicht leugnet, daß ſie nur „Prager Deutſch" kann, pflegen die „Národní Listy" — die deutſche Sprache. Das Theaterreferat des jungčechiſchen Blattes über die Wallenſtein-Aufführung der Meininger verſtieg ſich dazu, den Meiningern über die Ausſprache

Lehren zu geben. „Für einen Nichtdeutſchen“ — ſo ſchrieb der jungčechiſche Kritikus — „wird der deutſche Theater-Jargon immer unleidlicher. Die Verdumpfung der Vocale und das gepreßte Ausſtoßen der Conſonanten, worin ſich die „höhere“ deutſche theatraliſche Declamation gefällt, iſt wahrhaft unerträglich.“ Das Ohr des Sprachkritikers iſt offenbar auch durch das „Prager Deutſch“ verwöhnt, welches die offene Ausſprache der Vocale dem Čechiſchen verdankt. Weil er aber ein echter Jungčeche, d. h. ein liberaler Antiſemit iſt, ſo folgert er: „Dieſe und ähnliche Schönheiten ſind der ‚Verjudung des deutſchen Theaters‘ zuzuſchreiben.“ Du lieber Himmel! Alſo daß die Meininger nicht čechiſch-deutſch ſprechen — daran ſind auch wieder nur die Juden ſchuld!

TAYLOR INST. OXFORD

X.

Noch einmal das Mauſcheln.

Meine Bemerkungen über das Mauſcheln, als ich ſie vor einiger Zeit veröffentlichte, haben nicht verfehlt, in betheiligten Kreiſen ein gewiſſes Aufſehen hervorzurufen. Es entſtanden ſogar ziemlich lebhafte Debatten, in denen für und wider mich geſtritten wurde; jeder der Streitenden glaubte, den echten Ring (des Mauſchelns) zu beſitzen, jeder behauptete, er allein könne ſich des reinen Mauſchelns rühmen. Zum Glück erklärte ich gleich damals, daß meine Bemerkungen durchaus nicht auf einen autoritären Charakter Anſpruch machen wollen, wenngleich ich Alles, was ich niederſchrieb, thatſächlich oft und oft gehört habe. Aber welche Sprache und welcher Dialect können von ſich behaupten, daß ſie ſo geſchrieben werden, wie man ſie ausſpricht? Ich brauche wohl nicht erſt auf das Engliſche, Franzöſiſche, Italieniſche hinzuweiſen. Iſt es doch ſogar mit der neuhochdeutſchen Schriftſprache nicht beſſer beſtellt! Wem ſind nicht aus Goethe die Stellen bekannt, wo er „ſteigen" und „reichen", „neige" und „Schmerzenreiche" reimt? Er hat g geſchrieben, aber ch

geſprochen, wie anderwärts das **g** wie **j** ausgeſprochen wird. Ebenſo iſt es mit **ſp**, **ſt**, das nur im Gebiete des Plattdeutſchen, vom Volk wie von den Gebildeten, ſcharf ausgeſprochen wird, während die überwiegende Mehrzahl der Deutſchen **ſchp** und **ſcht** ſpricht. Allerdings wird dieſe vom Plattdeutſchen beeinflußte Ausſprache als eine Abweichung angeſehen, und im Hoftheater zu Hannover wird von den Schauſpielern **ſchp** und **ſcht** geſprochen, während die Zuſchauer alleſammt nur **ſp**=prechen oder **ſt**=till ſind.

Sowie kein Menſch dem anderen gleicht, ſo ſpricht und hört jeder Menſch anders; in allen Aeußerungen des Lebens und der Kunſt gibt ſich neben dem allgemein Verſtändlichen und allgemein Ausdrückbaren bei jedem Menſchen ſeine eigene Beſonderheit kund, welche uns auch das eigentliche Kennzeichen ſeines Werthes iſt. So haben wir nur einen ſchwachen Begriff von der Wirkung einer großen Rede; wir wiſſen uns oft nicht zu erklären, warum hinter dieſem oder jenem Satz das Wort „Heiterkeit" oder „Bewegung" eingeklammert erſcheint; kurz, die Schrift iſt eben nur ein Mittel, durch welches, wie ſchon die ſprachliche Logik darthut, der unmittelbare Eindruck der Rede verloren geht, beziehungsweiſe nicht wiederzugeben iſt.

Worauf beruhen denn unſere orthographiſchen Streitigkeiten? Wieſo gibt es auch in Deutſchland eine „fonetiſche" Rechtſchreibung? Unſere Doppellauter **ei**, **äu** und **eu** werden gewiß anders ausgeſprochen, als wir ſie ſchreiben; **t** am Ende eines Wortes vertilgt ein nachfolgendes **d**. So ſprechen wir „biſt du" aus wie „biſtu", und nicht nur die heutigen „Fonetiker" und Stenographen

ſchreiben ſo — auch in der mittelhochdeutſchen Schrift iſt dieſe Zuſammenziehung erſichtlich.

Bekanntlich herrſcht auch unter den Dialectſchriftſtellern die größte Verſchiedenheit. Zwiſchen Reuter und Klaus Groth, den beiden Herren der plattdeutſchen Dichtung, hat lange Zeit wegen der Verſchiedenheiten in ihrer Schrift ein ziemlich heftiger Zwiſt beſtanden. Sie haben wohl Beide Recht gehabt, und ſo haben auch Jene — ohne daß ich etwa nach den Lorbeeren eines Mauſchel-Reuter oder Mauſchel-Groth ſtrebte — Recht, welche die Mauſchelſprache anders ſchreiben als ich. Jene jedoch, die mich nicht beſtreiten, haben mir neue Beiſpiele an die Hand gegeben. Ich hatte und habe nicht die Abſicht, Erſchöpfendes zu bieten, ſondern immer nur Beiſpiele. So gebe ich zu, daß die Juden in Raudnitz, Kolin und Tabor manche Unterſchiede in ihrer Sprache aufweiſen, daß die polniſchen Juden, wiewohl gerade ſie vielleicht am meiſten alte deutſche Worte bewahrt haben, noch umfangreichere Veränderungen vornehmen, und daß das „Deutſch" der ruſſiſchen Juden geradezu unverſtändlich iſt, weil ſie mehr hebräiſche und ſlawiſche Worte einmengen, als ihre übrigen Stammesgenoſſen; aber die Mauſchelſprache, von der ich ſprach, iſt doch ſo ziemlich allen deutſchen Juden geläufig oder wenigſtens bekannt und könnte in gewiſſer Analogie mit „Neuhochmauſchel" bezeichnet werden.

Von den deutſchen „Ueberbleibſeln" verdient entſchieden das Wort „knappizen", welches unſerer Schrift- und Bildungsſprache verloren gegangen iſt, eine Erwähnung. Knappizen iſt das mittelhochdeutſche chnapizon;

in mehren deutſchen Dialecten hat es ſich noch jetzt als „nafzen" oder „nahzen" erhalten, nirgends aber ſo rein und unverändert, wie eben in der Mauſchelſprache. Es bedeutet: halbſchlummern, hindämmern. Dilettanten in der Etymologie, denen das mittelhochdeutſche Wort unbekannt war, verſuchten es aus dem Čechiſchen herzuleiten; es heiße ſo viel als na peci = auf dem Ofen liegen, ruhen. Andere wieder meinen, es ſtamme von dem Kanapee her, auf welchem man ſich dem Halbſchlummer hinzugeben pflege, alſo: kanapee-izen. Dieſe letztere Anſicht ſtützte ſich allerdings auch auf eine Eigenthümlichkeit der Mauſchelſprache, nämlich auf die Bildung von Zeitwörtern auf izen, welche einen Zuſtand oder ein Thun bedeuten. „Es dumpizt" heißt: „es hat einen dumpfen Geruch, einen Modergeruch"; „gackizen" heißt „gackern", wird aber nicht von der Henne, ſondern von einem langſam redenden, ſtotternden Menſchen gebraucht. — „Eppes" (eppis) für „etwas", erinnert an deutſche Dialect-Ausdrücke. „Eppes" wird übrigens in der Bedeutung „irgend" mit nachfolgendem unbeſtimmten Artikel gebraucht. So ſagt man: „eppes rares" (etwas rares), aber: „eppes e Beamter" (irgend ein Beamter).

Die Beiſpiele für Wortentlehnungen aus dem Lateiniſchen ſind ſehr zahlreich. Zu denen, die ich ſchon angeführt habe, ſeien noch hinzugefügt: „oren" für orare = beten, und „benſchen" für benedicere = ſegnen, den Segensſpruch ſagen, wobei es merkwürdig iſt, daß gerade zwei ſo wichtige, ſpecifiſche Begriffe ihre Bezeichnungen nicht aus dem Hebräiſchen, ſondern aus dem Lateiniſchen, und zwar offenbar aus dem Kirchenlatein erhalten haben.

Sehr gebräuchlich iſt „chappen“ = haſchen, von dem lateiniſchen capere, welches übrigens auch im Niederdeutſchen (happen) vorkommt.

Franzöſiſche Ausdrücke ſind „paſſletam“ und „zanzones“. Das erſtere iſt aus „passer le temps“ zuſammengezogen, und wird auch in der Bedeutung von „Zeitvertreib“ ſubſtantiviſch gebraucht. Das zweite bedarf der linguiſtiſchen Lupe, unter welcher es als „sans soins“ hervorkommt; doch iſt auch die Anſicht, daß es aus „sans façons“ gebildet iſt, nicht ohne innere und äußere Berechtigung. „Ich bin gepawel“ heißt: „ich bin capabel“.

Zuweilen iſt dem Mauſchler die Häufung von Conſonanten, insbeſondere wenn ſie durch Zuſammenſtoßen von Aus- und Anlaut zweier Wörter entſteht, unbequem. Wie ſich der Italiener in einem ſolchen Falle durch das Einſchieben eines **i** hilft — wovon wir ſchon ſprachen — ſo wird im Mauſcheln ein **e** eingeſchoben. Alſo: „Dos is **e** ſoi“ (für: das iſt ſo), „leg dich **e** nider“ (für: leg dich nieder), „mach **e** weg“ (für: nimm oder geh weg). Auch den Hiatus vermeidet der Mauſchler durch Einſchiebung eines **n**. Er ſagt: „Haßt e-**n**-Ochs!“ (für: heißt ein Ochs!) oder: „Haßt e-**n**-Umtham!“ Das Wort „Umtham“ bezw. „Untham“ kommt in der Mauſchelſprache ſo oft vor, daß es eine Erklärung verdient. „Tham“ iſt das, wenn ich nicht irre, aus dem Hebräiſchen ſtammende Grundwort, von welchem dann „bethamt“, „Untham“ und „unbethamt“ gebildet werden. „Tham“ läßt ſich ebenſowenig mit einem Wort wiedergeben, wie das franzöſiſche „esprit“; in dem Wort liegt etwas von Anmuth, Liebenswürdigkeit und Geſchicklichkeit. Dieſes Wort wird

ſowohl als Abſtractum, wie auch perſonificirend gebraucht. Die Negation „Untham" hat übrigens auch dem Sinne nach merkwürdige Aehnlichkeit mit „Ungethüm".

Es erübrigt noch etwas über die Ausſprache des i zu ſagen. Bei „chriſtlichen" Schriftſtellern, wenn ſie auf Juden zu ſprechen kommen, findet man zuweilen das Wort „iach" für „ich". „Jauchel" — offenbar von „iach" gebildet — iſt ſogar der insbeſondere unter der čechiſchen Straßenjugend beliebte Spott-Ausdruck für das anderwärts beliebte „Mauſchel". Aber ſo wenig es jemals einem Juden einfällt, bei dem „Gott ſeiner Väter" oder dem „Gott Abrahams" zu ſchwören und zu betheuern, ſo wenig ſagt er jemals „iach". Das lange i läßt er unverändert, aber das kurze i verwandelt er in einen Vocal, der ſich kaum aufſchreiben läßt, in ein Mittelding zwiſchen e und o. Es iſt daher keine Verwechſelung der Fälle, wie bei dem „mir" und „mich" des Berliners, wenn der Mauſchler ſtatt: „Geh in die Schule" ſagt: „Geh in der Schule". Dies iſt ſchon daraus erſichtlich, daß nie der umgekehrte Fall eintritt und er z. B. ſtatt: „er iſt in der Schule" nie ſagt: „er iſt in die Schule". Offenbar iſt es alſo nur die Ausſprache des i, welche bei dem Artikel „die" ſo beſonders charakteriſtiſch hervortritt; und ſo kennen auch die Ladenmädchen und die Commis beſtimmter Prager Gegenden ganz gewiß den richtigen Fall, wenn ſie gleich die populäre Arie aus dem „Bettelſtudenten" ganz verzückt in dem nur ſcheinbar falſchen Fall ſingen: „Ach, ich hab' ſie ja nur auf der Schulter geküßt!"

XI.

Deutſche und čechiſche Reime.

Es wurde einmal ein Blatt gegründet, welches das Motto in die Welt rief: „Politik verdirbt den Charakter“. Nachgerade ſtellte ſich jedoch für das Blatt, welches nichts dazu beitragen wollte, den Charakter ſeiner Leſer zu verderben, die Nothwendigkeit heraus, wenigſtens auf ſeinem Umſchlag die politiſchen Nachrichten des Tages mitzutheilen, wodurch bereits der Charakter des Blattes ſelbſt verdorben war. In weiterer Folge mußte denn auch das Motto geändert werden, und ſo lautet es jetzt: „Partei-Politik verdirbt den Charakter“. Das heißt ſo viel wie: Der Kannegießer hat Recht. Er ſitzt mit ſeinen Genoſſen auf der Bierbank, wechſelt mit ihnen von heute auf morgen in liberaler und conſervativer oder rückſchrittlicher Geſinnung ab, verficht heute das, was er morgen bekämpft, und läßt ſchließlich ſeine politiſchen Anſchauungen in der gutächtlichen Aeußerung gipfeln: „Das Bier iſt heute miſerabel“ — oder: „Das Bier iſt heute ſehr ſüffig, Franz, noch einen halben!“

Dieſe Einleitung hat mit den linguiſtiſchen Plaudereien inſofern etwas zu thun, als ich jüngſt eine Andeutung erhielt, ich ſei zu politiſch, und ſei gallig, ſtatt amüſant zu ſein. Leider kann ich gegen dieſen Vorwurf nicht das Geringſte einwenden. Es beſchäftige ſich heute einer mit Politik, ohne gallig zu werden, es verſuche einer, ſich mit unſerer gegenwärtigen Politik zu amüſiren! Nicht den Charakter verdirbt die Politik, ſondern die Laune, und ſo will ich mich denn heute, der erhaltenen Mahnung eingedenk, mit etwas ganz Unſchuldigem, wenn auch vielleicht nicht ganz Amüſantem, nämlich mit der Lyrik beſchäftigen. Jeder Lyriker, der dieſe Zeilen lieſt — ich ſchätze die Zahl der deutſchen Lyriker in Böhmen auf 6768, bin aber gern bereit, mich berichtigen zu laſſen und eine noch höhere Ziffer anzunehmen — wird dieſe Zeilen mit Vergnügen leſen.

Wie nämlich der Vorwurf, daß der Politiker einen verdorbenen Charakter hat, ein ungerechtfertigter iſt, ſo iſt der Vorwurf oberflächlich, den man den Lyrikern macht, daß ſie nichts anderes können, als Herz auf Schmerz zu reimen. Ja, es iſt wahr, ſie reimen ſo — aber es ſoll einmal einer verſuchen, ein Lyriker zu ſein und nicht Herz auf Schmerz zu reimen! Goethe macht einmal zu Eckermann die Bemerkung, daß ſich die Leute ſchon gar nicht mehr zählen laſſen, welche leidliche Verſe zu Stande bringen. Heute iſt dieſes Verhältniß ſo ſchlimm geworden, daß ſich die Leute ſehr leicht zählen laſſen, die — eine leidliche Proſa ſchreiben. Durch die Populariſirung unſerer Poeſie, durch die Verallgemeinerung des Reimvermögens iſt aber allerdings das Geſchäft des Lyrikers ein ſehr

ſchwieriges geworden. Er darf nämlich die bereits von irgend einem Dichter gebrauchten Reime nicht mehr verwenden. Herz und Schmerz — was noch zu Goethe's und Heine's Zeiten einen guten Klang hatte, gilt jetzt nicht mehr, man muß noch nicht Dageweſenes bringen. Unſere Modernſten, wie Baumbach und Wolff, haben ſich ganz gehörig angeſtrengt und es iſt ihnen auch gelungen, manchen neuen Reim zu entdecken, weil ſie in die tiefen Schächte der deutſchen Sprache eingefahren ſind. Mehr noch leiſten unſere humoriſtiſchen Dichter in den „Fliegenden", im „Kladderadatſch" und „Ulk", welche auf die ſeltenſten Wortverbindungen richtige Reime finden: ſie ſind die Avantgarde des lyriſchen Fußvolks, das dann ernſthaft die Pfade geht, welche von den Humoriſten zuerſt heiter umſchwärmt worden ſind. Goethe im „weſtöſtlichen Divan", Rückert und Daumer haben nicht wenig gethan, um die Reimfähigkeit der deutſchen Sprache zu erhöhen; das ganze große Heer unſerer beſten Ueberſetzer, wahrer Sprachenpionniere, hat der deutſchen Sprache die ſchwierigſten Wendungen abzuringen gewußt, die wunderbarſten Reime entlockt, ohne dem Original untreu zu werden.

Und dieſe Ueberſetzer haben es ſich nicht gar zu leicht gemacht. Der deutſche Reim verlangt nicht blos Reime der Conjugations- und Declinationsendungen, ſondern auch zugleich und vor Allem den Reim der Stammſilbe. Man kann nicht „Ewigkeit" auf „Herrlichkeit" reimen, nicht „gegeben" auf „genommen", wie dies in der čechiſchen Poetik — hier ſoll gar keine politiſch-nationale Anſpielung vermuthet werden, es wird nur ein naheliegender

Vergleich gezogen — gestattet ist. Die čechischen Dichter scandiren schon ganz merkwürdig; sie machen ihre Hexameter nach classischem Muster, indem sie die Betonung der Positionslänge unterordnen; da jedoch der Hexameter kein volksthümlich-slawisches Versmaß ist, so ist es nicht möglich, čechische Hexameter im Anhören zu verstehen. Beim Reim wieder gestatten sie sich die Freiheit, bloße Flexionsendungen auf einander zu reimen, wie z. B.: krápěje und náděje, nélhala und nápsala, dóliny und róviny, chúdosti und mílosti, dómeček und hróbeček, oder (ich wähle durchwegs reelle Beispiele aus Gedichten von Jablonsky, Vinaricky u. A.) sie reimen sogar lange auf kurze Endsilben, wie býti und strášiti, nelíný und šúpiny, stókrát und ódebrat.

Die Riesenarbeit, welche in der Poetik an der deutschen Sprache vollzogen wurde, ist um so wunderbarer, wenn man bedenkt, daß die deutsche Sprache den auslautenden Reim ursprünglich nicht gekannt hat, sondern blos alliterirte. Nur zwei große Dichter der Neuzeit haben es versucht, die Alliteration wieder aufzunehmen: Richard Wagner, dessen Stabreim jedoch der Musik zum Opfer fällt, und Wilhelm Jordan in seinen Nibelungen-Epen. Allein so groß ist die Macht des fremden Reimklangs geworden, daß die genannten Dichter den volksthümlichen, ursprünglichen Stabreim nicht mehr wieder volksthümlich zu machen im Stande waren. Nur da, wo er in der Sprache vorgebildet ist, hat er sich in einzelnen Redewendungen erhalten. Mann und Maus, Haus und Hof, Küche und Keller, Kind und Kegel, Wind und Wetter, Nacht und Nebel, Roß und Reiter, kreuz und quer, dick

und dünn, ſingen und ſagen, und unzählige andere Wendungen fügt man mit ebenſo großer Vorliebe als Leichtigkeit zuſammen. Gelingt einmal einem Dichter eine ſolche Alliteration, ſo klingt ſie uns faſt wie ein Naturlaut; ich erwähne beiſpielsweiſe Schiller's „Donner und Doria!"

So läuft die Alliteration nur noch nebenher und hält dem Reim die Steigbügel. Und nun hat ſich wieder der Reim ſo eingebürgert, daß es auch bei ihm erſcheint, als habe ihn die Sprache vorgebildet. Zu Herz gehört ſelbſtverſtändlich Schmerz und Scherz, zu Bruſt Luſt, zu Luft Duft, zu blühen glühen, zu Roſen koſen, zu Nacht Wacht und Macht u. ſ. w. Wie ſoll ſich da wirklich ein Lyriker anders behelfen? Kann er auf das Herz, auf die Bruſt, auf die Roſen und ihre entſprechenden Reime Verzicht leiſten? Nein, er nimmt, was ihm die Sprache gibt, und hat nur die Aufgabe, für eine geſchmackvolle Ausfüllung der Lücken zu ſorgen. Wird doch ſogar von Schiller erzählt, er habe ſich die Reime ſeiner Stanzen zuerſt mit Kreide auf die Stubenthür geſchrieben und dann die „Fülle" gedichtet. Wer merkt das ſeinen Gedichten an? Und wer wird ihm daraus einen Vorwurf machen? Fahrt alſo wohlgemuth fort, ihr Lyriker, die ſtehenden Reime immer auf's Neue auszufüllen, es iſt nicht immer ſchön, aber es iſt auch keine Schande.

XII.

Werden und Wandern der Wörter.

„Der Deutſche iſt gelehrt, wenn er ſein Deutſch verſteht.“ Dieſer Ausſpruch Goethe's hat etwas Entmuthigendes für Jeden, der den Spuren ſeiner Sprache nachgehen, der ſtromaufwärts fahren und den Strom in ſeinen Quellen und in dem Gebiete erkennen will, dem die Quellen entſpringen. Man braucht auch nur einen der Rieſenbände des Grimm'ſchen Wörterbuchs, an deſſen Vollendung nun ſchon ſeit nahezu vierzig Jahren die bedeutendſten Gelehrten arbeiten, zur Hand zu nehmen, um einzuſehen, nicht etwa daß der Deutſche gelehrt iſt, wenn er ſein Deutſch verſteht, ſondern: daß kein Deutſcher ſo gelehrt iſt, daß er ſein Deutſch vollkommen verſtünde. Dennoch wird es Jedem, der ſeine Sprache als die Trägerin des menſchlichen Geiſtes und der nationalen Bildung liebt und hochhält, zur Pflicht, ſie wenigſtens von der ihm nächſten Seite kennen zu lernen, ſie zu fragen, wie und warum ſie die Gegenſtände des täglichen Lebens ſo und nicht anders benennt, wie ſie bei der Bezeichnung der

Begriffe, die wir zunächſt bilden, thätig war, welchen Einfluß ſie bei den Benennungen im privaten und öffentlichen Leben und Verkehr genommen hat.

Vor mir liegt ein kleines, kürzlich erſchienenes Buch von Franz Harder: „Etymologiſche Plaudereien über das Werden und Wandern unſerer Wörter", gewiſſermaßen ein kleines Lexikon der gebräuchlichſten Hauptwörter und ihrer Entſtehungsgeſchichte. Das Buch — aus den großen deutſchen Wörterbüchern von Grimm, Weigand u. A. gezogen — führt uns die Geſchichte der deutſchen Sprache in nuce vor. Unſere beſten Bekannten entpuppen ſich uns hier mit einem Male als Fremdlinge. Wörter, die wir bisher als Landsleute behandelt haben, erſcheinen uns nun im Habit des lateiniſch redenden und ſchreibenden Mönchs, oder im goldbordirten Röckchen des franzöſiſchen Troubadours oder im Radmantel des Italieners, oder ſie kommen von weit, weit her, eingehüllt in den Burnus des Arabers, auch in den Kaftan des Perſers, des Türken oder gar des altteſtamentlichen Juden. Die ganze Geſchichte des deutſchen Volkes zieht in dieſem Buch an uns vorüber: die Verbindung und Loslöſung fränkiſchen und deutſchen Elementes, die abenteuerlichen Kreuzzüge, welche eie fremdartige Welt des Morgenlandes dem Abendlande nach langer Trennung auf's Neue näher brachten, dann die Ueberſchwemmung deutſchen Gebietes durch Hofſchranzen und Söldlinge aller Art, durch Spanier und Franzoſen, durch Engländer und Italiener. Und mitten in dieſem Getümmel erblicken wir auch einen und den andern Čechen, oder doch eigentlich einen Deutſchen, der ſich dem Čechenthum in die Arme geworfen hat.

Da ist als Ueberbleibsel aus den glorreichen Husitenkriegen die „Haubitze" stehen geblieben. Ehemals hieß sie „Hauffnitz" = haufnice, haufenice, wie in den Husitenkriegen eine hölzerne Schleuder für Steine bezeichnet wurde. Eine offene Frage muß bleiben, ob die husitische haufnice nicht wieder dem deutschen „Haufe" ihre Herkunft verdankt — man kann die Ausdrücke „houf", „houfem" (in Haufen) noch täglich in den „Národní Listy" lesen. — Da ist ferner der „Halunke". Er sieht so verwildert aus, daß selbst die gelehrtesten Sprachforscher nicht bestimmt zu sagen sich getrauen, woher er kam der Fahrt. Man sieht es ihm an, daß er ein Fremdling ist, man weicht ihm aus, man möchte ihn nicht gern behalten. Zuerst stoßen wir auf diesen Ausdruck in deutschen Schriftdenkmälern aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in der Form „halluck". Bald darauf kommen die Formen „Hallunk", „Hallunke" und „Halunk" vor. Die Form „Holunke" taucht jedoch erst im 17. und 18. Jahrhundert auf. Lessing, Lenz und Schiller gebrauchen sie, auch in einem alten Kriegssegen, der in „des Knaben Wunderhorn" mitgetheilt ist, ist diese Form zu finden. Man hat verschiedene Versuche gemacht, um das Wort zu erklären. Man dachte an das isländische halloka (Knecht), an das französische haillon (Lumpen), an das englische lounger (Faullenzer, Lunzer, Lungerer) und an das italienische alocco (Tölpel), neigt sich aber schließlich mit Vorliebe dem čechischen „holomek" (nackter Bettler, Nichtswürdiger, von holý = nackt) zu.

Weniger Wahrscheinlichkeit hat für sich, was Harder nach Weigand annimmt, daß das Wort „Popanz" aus

dem čechiſchen „bubák“ entſtanden iſt; man müßte dann annehmen, daß der Wau-Wau und der bau-bau (ital.) gleichfalls aus dem Čechiſchen kommt. Allein dieſe Wörter ſind förmlich international und haben ſo ziemlich bei allen Völkern die gleiche Entſtehungsgeſchichte. Gleichbedeutend mit „Popanz“ iſt das deutſche Wort „Mummel“ oder „Mummanz“. Es ſtammt aus dem Laut „Mum-mum“, welchen der vorgebliche Mummel hören läßt, und iſt ſtammverwandt mit „vermummen“, weil vermummte, verkleidete Perſonen ſo dumpf zu ſprechen pflegen. Der Mummel heißt im Griechiſchen *Μομμω* (mommo) und bei den Mandingos am Senegal wird der „Mumbo Jumbo“ geholt, um den Männern gegen ihre keifenden Frauen Hilfe zu leiſten. „Popanz“, um zu dieſem zurückzukehren, kommt auch in der Form „Popel“ und „Popelmann“ vor. Adelung weiſt nun darauf hin, daß in einigen oberdeutſchen Gegenden der „Pöpel“ (wohl aus dem lateiniſchen peplus) noch jetzt einen Schleier, ein Kappe bedeutet, womit man ſich das Geſicht verhüllt, demnach „ſich verpöpeln“ ſo viel iſt wie ſich vermummen, woraus ſich denn in ſprachlich richtiger Logik die Bildung des Wortes „Popanz“ ohne Zuhilfenahme des čechiſchen bubák erklärt. Endlich führt Harder auch das Wort „Peitſche“ als dem čechiſchen Stammwort „bič“ entſpringend an. Da es aber im Schwediſchen piska, im Engliſchen pizzle, im Polniſchen — gleichlautend mit dem čechiſchen — bicz und im Griechiſchen *βισσα* (bissa) heißt, ſo wird ſich ſchwer entſcheiden laſſen, welche Peitſche die echte iſt. Das Wort iſt eben dem ſauſenden, ziſchenden Geräuſch der Peitſche onomatopoetiſch nachgebildet.

Viel unverhüllter begegnen wir deutſchen Worten in der čechiſchen Schrift- und Verkehrsſprache. Neuere čechiſche Poeten halten ton (= Ton) und cíl (= Ziel) für beſonders vornehm. Jungmann ſelbſt, der eigentliche Neubegründer, ja man könnte ſagen: Verfaſſer der čechiſchen Sprache, gebraucht das Wort grunt (= Grund), welches z. B. auch ſchon in der gleichzeitig erlaſſenen čechiſchen Ueberſetzung einer von Maria Thereſia im Jahre 1751 erlaſſenen Kundmachung gegen die „Zeitungs-Schreibere" zu finden iſt. Das Wort rozšafnost mit dem Adjectivum rozšafný iſt auf den erſten Blick als „Rechtſchaffenheit" zu erkennen, wie šikovnost das deutſche „Geſchicklichkeit" iſt. Die „komnata", die man auf den čechiſchen Schildern der Prager Raſirſtuben leſen kann, iſt die deutſche (aus dem Lateiniſchen ſtammende) Kemenate. Für Bänder und Bändchen kennt das čechiſche Volk keinen anderen Ausdruck als pentle, wie pertle für Borten. Auf den wechſelſeitigen Einfluß der deutſchen und der čechiſchen Sprache kommen wir in zwei ſpäteren Capiteln ausführlicher zurück.

Daß auch andere Sprachen ihre Ableger in der čechiſchen Sprache haben, die insbeſondere in der Vulgärſprache feſtwurzeln, iſt ganz natürlich. Trotz des neugebildeten čechiſchen Wortes pohřeb kennt das čechiſche Volk für „Begräbniß" doch nur den lateiniſchen Ausdruck funus. Rücken bei einem ſolchen funus die Veteranen und Schützen aus, ſo iſt das für das Volk eine wahre legrace, das heißt eine recréation. Und nun gar, wenn die Trauergäſte in der čamara einhergehen, jenem echt nationalen Kleidungsſtück, das faſt unmittelbar aus dem — Hebräiſchen

herkommt! Denn zamar heißt im Hebräiſchen und Arabiſchen ein wollenes Gewand, iſt aus dem Arabiſchen in das Spaniſche als zamara aufgenommen worden, und bei den Čechen entweder aus der Zeit, da ſpaniſche Sitte und Tracht bei Hofe herrſchten, zurückgeblieben, oder auf dem Umwege über Frankreich (chamaré) und Polen zu ihnen gelangt.

XIII.

Reinigung der Sprache.

Vor nicht Langem hat Lord Granville ein Rundschreiben an die diplomatischen Vertreter Englands erlassen, worin er den um sich greifenden Gebrauch von Fremdwörtern rügt und sogar eine ganze Liste von Wörtern mittheilt, die als Eindringlinge anzusehen und aus dem diplomatischen Verkehr unbedingt zu bannen seien. Mustert man diese Liste, so muß man über die Strenge staunen, mit welcher Granville vorgeht; denn insbesondere die englische Sprache, als das merkwürdigste Gemenge zweier grundverschiedenen Sprachen, kann das Eindringen fremder Wörter nie so empfindlich spüren, wie etwa die deutsche. Ob man statt demission künftlig nur noch dismissal, statt transaction: compromise, statt arrestation: arrest, statt incessantly: immediately u. s. w. schreiben soll, dürfte fast wie das Verlangen eines Schulfuchsen erscheinen. Und dennoch kann man es nicht rühmend genug anerkennen, daß der Leiter einer so sehr beschäftigten auswärtigen Politik über der Reinheit der englischen Sprache auf seinem Gebiete wacht.

Lord Granville hat bekanntlich einen Vorgänger, beziehungsweise einen Geſinnungsgenoſſen im deutſchen Reiche, nämlich den Generalpoſtmeiſter Stephan, der ein gut Theil ſeiner Volksbeliebtheit dem Beſtreben verdankt, wenigſtens die Poſtſprache von Fremdwörtern zu ſäubern. Wie die Staatswiſſenſchaften längſt feſtgeſtellt haben, gebieten die Poſtbeamten über ſehr viel freie Zeit, ſo daß ein Theil der Staatskunſt darin beſteht, den Poſtbeamten immer neue Geſchäfte aufzutragen, die mit dem Poſtweſen ſelbſt in mehr oder weniger äußerlichem Zuſammenhange ſtehen. Auf den Poſtanweiſungsverkehr folgte die Einführung der Poſtmandate und endlich der Poſtſparcaſſen — wie wär' es, wenn die Poſt auch das Sprachreinigungsamt übernähme? Zumal ſie doch gewiſſermaßen die Adern des ganzen Verkehrs bildet und ſich überallhin verzweigt und in Sprachreinigungs-Hauptämtern und Sprachreinigungs-Expoſituren viel Erſprießliches leiſten könnte. Es müßten dann ſelbſtverſtändlich alle Poſtbeamten geprüfte Philologen ſein — an dieſer Vorausſetzung aber dürfte mein ganzer Vorſchlag ſcheitern.

Auch wäre dieſer Vorſchlag für Oeſterreich ſchon von vornherein undurchführbar. Denn welche Wichtigkeit hat es für Oeſterreich, ob die deutſche Sprache rein erhalten wird oder nicht? Ja, je unreiner die deutſche Sprache wird, je inniger ſie ſich mit den Sprachen, die deren Gebiet in Oeſterreich immer mehr einengen, verquickt, deſto eher iſt die Möglichkeit der vollſtändigen Völker-Verſöhnung vorhanden. Von dieſer Seite haben wir ſomit nichts zu erwarten; das Einzige, was Oeſterreich für die deutſche Sprache gethan hat, war die Einführung der Thun'ſchen

Rechtſchreibung, welche auch wirklich ſeither in allen von der Regierung herausgegebenen oder bezahlten Blättern Eingang gefunden hat. Der Erſte, der die franzöſiſche Sprache in die Diplomatie einführte, war ein deutſcher und ſonſt auch deutſch geſinnter Herrſcher aus dem Hauſe Oeſterreich, nämlich Maximilian I., der Erwerber von Burgund, der mit Philipp I. franzöſiſche Briefe wechſelte.

Was die deutſche Sprache in Oeſterreich erleben muß, gibt im Kleinen die Stürme wieder, denen ſie auf ihrem ganzen großen Gebiet ausgeſetzt war. Von den übrigen germaniſchen Sprachen hat keine ſo harte Schickſale erfahren; die meiſten Fremdwörter, welche z. B. die däniſche und die ſchwediſche Sprache im Laufe der Zeiten aufnahmen, ſind deutſch, ſo daß ſich ihr Eindringen — bei der nahen Stammverwandtſchaft — nicht fühlbar machte. Die engliſche Sprache, welche doch als ſolche erſt nach dem umwälzenden und aufwühlenden Einfall der Normannen ſich bildete, hat ſeither kein größeres Unglück erlebt, als etwa dasjenige, welches, wie Eingangs erwähnt, Lord Granville fürchtet. Die Franzoſen haben ſich ſchon gar abgeſchloſſen erhalten, und wenn wirklich einmal ein fremdes Wort das Unglück hat, ihre Grenzen zu überſchreiten, ſo wird es ſo unbarmherzig mißhandelt und verwandelt, daß es kaum wieder zu erkennen iſt. Gerade während franzöſiſche Sitten und Laute deutſches Land überſchwemmten, übernahmen die Franzoſen einige deutſche Wörter, die ſich durch Vermittelung der Landsknechte — deren Bezeichnung lansquenets ihnen geblieben iſt — erhielten. So bürgerten ſich ſchon zu Rabelais' Zeiten Ausdrücke ein, welche bezeichnender Weiſe ſich zumeiſt auf

das Kriegshandwerk, auf Trinken und Spielen beziehen, wie: Schloftroncq (Schlaftrunk), Morguesouppe (Morgensuppe), bransquatter (brandschatzen), bestallong (Bestellung), arrigelt (Anrittgeld), frélore (verloren). Trinquer (trinken) ist auch heute noch gebräuchlich, und bock (Bockbier) gewinnt immer mehr an Ausdehnung. Das Pariser Argot, welches allerdings von Jahr zu Jahr durchwegs neue Ausdrücke annimmt und die alten vergißt, bemächtigt sich manches deutschen Wortes, wie z. B. choufliquer (Schuhflicker), chope (Schoppen) u. A.

Bei der deutschen Sprache würde man nicht so bald fertig werden, wenn man die fremden Wörter aufzählen wollte, ja auch nur durch Beispiele erläutern wollte, wie die Fremdworte in Staat und Gesellschaft, Wissenschaft und Familie eindrangen und die guten deutschen Bezeichnungen aus ihren Gebieten verdrängten. Noch vor den Anfängen deutscher Literatur wurde die Sprache verwälscht; das Christenthum und mit ihm die lateinische Sprache brachten neue Begriffe und neue Bezeichnungen. Altar, Priester, Prediger, Pfarrer, Kanzel, Pfingsten, Schule, Tafel und andere Worte sitzen seit jener Zeit in der deutschen Sprache fest und sind geradezu deutsch geworden.

Die zweite große Ueberfluthung erlitt die deutsche Sprache im 16. und 17. Jahrhundert. Sie ging nicht blos von den Höfen aus, sondern auch von der Literatur, die damals nichts als Ritterspiele und Ritterromane hervorbrachte, und nicht in letzter Linie von Calvin, der in Straßburg Zuflucht gefunden hatte und dessen Lehren von manchen deutschen Fürsten gefördert wurden. Luther,

an deſſen Verdienſte man gerade in dieſen Tagen mit Dank und Verehrung gedacht hat, gebrauchte noch in ſeiner Bibelüberſetzung unglaublich wenig Fremdwörter. Disputation, Muſica, Secte, Pſalter, Arche, Syrten und einige andere verwendet er, bringt aber im Uebrigen einen ungeheueren Schatz von Wörtern, die im Volke geſchlummert, an's Tageslicht des Drucks. Wie Vieles davon iſt wieder in Vergeſſenheit gerathen! Das Wort „geilen" für „dringend bitten", „abbetteln" kennt man kaum noch. Ich erinnere mich, daß wir es in derſelben Bedeutung in der Zuſammenſetzung „abgeilen" in unſerer Kinderzeit gebrauchten, ſeitdem aber nicht wieder, weil uns irgend ein Lehrer deswegen ausgelacht und es als undeutſch bezeichnet hatte. Das Luther'ſche Wort „Sichermal" (= Sehemal) für Geſichtspunkt iſt gleichfalls in Verſtoß gekommen.

Kaum ein Jahrhundert nach Luther war überhaupt die deutſche Sprache wieder das Stiefkind der Gelehrten und Fürſten. Schrieben doch ſelbſt die vornehmſten Mitglieder des „Palmenordens", jener „fruchtbringenden Geſellſchaft", die ſich mit der Reinigung der deutſchen Sprache befaßte, untereinander franzöſiſch; ja als der franzöſiſche Roman „Aſträa" von Honoré d'Urfé, ein Werk, welches in der damaligen gebildeten Geſellſchaft geradezu Epoche machte, zur Hälfte erſchienen war, da ſchickte eben dieſelbe fruchtbringende Geſellſchaft ein diplomartiges Schreiben an Herrn d'Urfé, in welchem ſie ihre Bewunderung überſchwänglich äußerte und ihn um die Mittheilung des Schluſſes von „Aſträa" beſchwor. Dieſes Schreiben wurde von allen fürſtlichen Perſönlichkeiten, welche der Geſell-

ſchaft angehörten, unterfertigt und feierlichſt mit allen Siegeln verſehen, erfuhr auch eine ſchmeichelhafte Beantwortung durch den Verfaſſer. Und die von dem „Unglücklichen“ (dem Freiherrn von Stubenberg) verfaßte Ueberſetzung des Biondiſchen Romans „Eromena“ wird mit einem franzöſiſchen Glückwunſch-Sonett des Herrn von Hohberg „à monsieur, mon trescher amy: le baron de St.“ eingeleitet.

Man darf deswegen aber nicht glauben, daß die „fruchtbringende Geſellſchaft“ ihre Aufgabe nur ſo obenhin genommen hätte. Ihre Bemühungen waren trotz mancher Rückfälle und trotzdem ſie ſich manchmal nicht erwehren konnte, dem Zuge der Zeit zu folgen, aufrichtig und nicht erfolglos. Es waren eben nicht viel Männer aus dem Volke darunter. Von anhaltiſchen Fürſten im Jahre 1617 gegründet, hatte ſie anfangs den Grundſatz, nur adelige Mitglieder aufzunehmen, ein Grundſatz, der freilich bald durchbrochen wurde; und Männer wie Opitz, Paul Flemming, Schottel, Georg Neumark (welcher Letztere in ſeinem „Neuen ſproſſenden deutſchen Palmbaum“ die Geſchichte des Palmenordens geſchrieben hat) machten die Beſtrebungen der Geſellſchaft volksthümlicher und erfolgreicher. Die Geſellſchaft zählte während ihres mehr als dreißigjährigen Beſtandes über achthundert Mitglieder — worunter auch mehre Čechen. Nach der Schlacht am Weißen Berge flüchteten nämlich viele Adelige aus Böhmen an die proteſtantiſchen Höfe. Die Fürſten von Anhalt nahmen ſich ihrer beſonders freundlich an und bewirkten auch deren Eintritt in die „fruchtbringende Geſellſchaft“. Graf Schlick, ein Herr von Gizbicky und ein Prager Bürger, der im

Namensverzeichniß der Geſellſchaft als „Der Holdſelige“ mit der Blume „Vergißnichtmein“ angeführt erſcheint, ſpäter noch Nicolaus Troylo (wenn ich nicht irre, Rector der Prager Univerſität) und Hans von Wartenberg — ſie Alle wurden Mitglieder des Palmenordens. Die Geſellſchaft war ſomit ein wenig utraquiſtiſch angehaucht, und vielleicht hatte ſie es nur ihrem ausgeſprochenen Zweck zu verdanken, daß ſie von den Čechen nicht majoriſirt wurde, wie dies anderen Vereinen in alter und neuer Zeit oft genug geſchehen iſt.

XIV.

Der Palmenorden und ſeine Nachfolger.

Als einſt der Griechenfreund Tiberius im römiſchen Senat eine Rede hielt und ſich, weil ihm der lateiniſche Kunſtausdruck fehlte, eines griechiſchen Wortes bedienen mußte, bat er den Senat hiefür um Entſchuldigung. Damals wachten die Römer im öffentlichen Leben noch ſorgſam über die Würde ihrer Sprache, aber der Verfall des Kaiſerthums machte alle derartigen Bemühungen zu Schanden und brachte den vollſtändigen Verfall des römiſchen Volksthums mit ſich. Fragen wir uns, ob der Tiberius irgend eines modernen Volkes — wenn er in einer parlamentariſchen Verſammlung eine Rede zu halten hätte und unvorbereitet wäre — für den Gebrauch eines Fremdwortes gleichfalls um Entſchuldigung bitten würde, ſo müſſen wir mit Bedauern geſtehen, daß dies vielleicht in Frankreich, möglicherweiſe in England, wahrſcheinlich in Italien, keineswegs aber bei den Deutſchen der Fall wäre (von den Čechen ganz abgeſehen; ich erinnere an Dr. Riegers berühmtes: „To jest faktum pánové!“).

Zu dieſem Schluß berechtigt uns nicht blos das andauernde und ſich immer von neuem wiederholende Eindringen fremder Wörter in die deutſche Sprache, ſondern auch die Zweifelſucht, ja der Spott, mit welchem die Bemühungen vaterländiſcher Männer, die Sprache zu reinigen, gerade in Deutſchland aufgenommen worden ſind. Jeder Gymnaſiaſt zuckt verächtlich mit den Achſeln, wenn von der „fruchtbringenden Geſellſchaft" die Rede iſt und rümpft ſeinen „Geſichtsvorſprung". Wer aber die Bemühungen dieſer Geſellſchaft, von der wir ſchon im vorigen Capitel ſprachen, näher in's Auge faßt, dem wird ihr verdienſtliches Beginnen der Anerkennung würdiger erſcheinen. Ihr ausgeſprochener Zweck war „bei dem bluttriefenden Kriegsjammer unſere edle Mutterſprache, welche durch fremdes Wortgepräng wäſſerig und verſalzen worden, hinwieder in ihre uralte gewöhnliche und angeborene deutſche Reinigkeit, Zierde und Aufnahme einzuführen, einträchtig fortzuſetzen und von dem fremd drückenden Sprachenjoch zu befreien". Mittelbar, aber wirkungsvoll kam ein Opitz in ſeinen Werken dieſem Zwecke nach; aber auch unmittelbar wirkte die Geſellſchaft durch ihre Verdeutſchungen. — Sie ging dabei freilich nicht nach wiſſenſchaftlichen Grundſätzen vor — denn ſie kannte keine, und deswegen verfällt ſie ja eben dem Spott unſerer wiſſenſchaftlich Gebildeten. Aber wir werden noch Gelegenheit haben, zu ſehen, daß viele wiſſenſchaftlich gebildete Wörter vom Volk nicht angenommen wurden, während zufällig oder willkürlich entſtandene ſich raſch einbürgerten. Vorſchläge wie „Prunktuch" für Tapete, „Windfang" für Mantel, „Jungfernzwinger" für Nonnenkloſter waren mißglückt. Aber die Wortbildung „Schrift-

ſteller" fand allgemeinen Anklang. Von dieſem Wort hat man ſeitdem „Schriftſtellerei" und „ſchriftſtellern" gebildet, doch gebraucht man für das Zeitwort lieber die einfache Nennform (aber auch nur dieſe): „ſchriftſtellen", in den anderen Formen das einfache „ſchreiben", falls nicht ganz unmittelbar die Ausübung des Berufes damit bezeichnet werden ſoll. Auch die Bezeichnung „Gegenſtand" für Object verdanken wir den „Fruchtbringenden", wogegen die ähnliche Ueberſetzung von Subject: „Unterſtand" unter den Tiſch fiel, weil Unterſtand ſchon eine andere Bedeutung hatte.

Unbeſtritten muß dem Palmenorden auch das Verdienſt bleiben, die Sprachreinigung erſt recht in Fluß gebracht und jene große Spracharbeit angeregt zu haben, welche mit Grimm ihren Höhepunkt erreichte. Der Palmenorden faßte die Fremdwörter noch mit Handſchuhen an, aber Andere griffen derb zu. So heißt es in einem Werk damaliger Zeit, betitelt: „Newe ausgeputzte Sprachposaune": „Sollte einer erſt hören, wie ſolche teutſchen Franzoſen aufſchneiden, wenn ſie zu Jungfrawen kommen und ihre teutſche und keuſche Herzen mit franzöſiſchen gaylen Worten bereden wollten! Da nennen ſie die Jungfrawen Damen, heißet auf lateiniſcher Sprach eine Gämbs oder ſtinkende Bergzieg." — So ruft Philander von Sittewald (Moſcheroſch) in kräftiger Entrüſtung aus: „Haſt Du je einen Vogel plärren, eine Kuh pfeifen hören? Und ihr wollet die edle Sprache, die euch angeboren, ſogar nicht in Obacht nehmen in eurem Vaterland — Pfui Dich der Schand!" — Und Leibnitz, auf deſſen „unvorgreifliche Gedanken" wir ſchon früher einmal hingewieſen haben, ſagt (indem

er überſieht, daß er ſelbſt Fremdwörter gebraucht): „Uiber dergleichen Anſtalten zur Beibehaltung der deutſchen Sprache Reinigkeit, ſo viel es immer thunlich, hätten die vornehmen Scribenten durch ihr Exempel die Hand zu halten. Weil aber viel gute und wohlgemachte Worte auf die Erde fallen und verloren gehen, indem ſie Niemand bemerket oder beibehält, alſo daß es bisher auf das blinde Glück diesfalls ankommen: ſo würde man auch darin Nutzen ſchaffen, wenn durch grundgelehrte Kenner Urtheil, Anſehen und Beiſpiel dergleichen wohl erwogen, nach Gutbefinden erhalten und in Uibung gebracht würde.“ Und den Ruhm der deutſchen Sprache verkündet er mit folgenden Worten: „Ich habe es zu Zeiten unſerer anſehnlichen Hauptſprache zum Lobe angezogen, daß ſie nichts als rechtſchaffene Dinge (des choses reelles) ſage und ungegründete Grillen (chimères) nicht einmal nenne. Ignorat inepta. Daher ich bei den Italienern und Franzoſen zu rühmen gepflegt: wir Deutſchen hätten einen beſonderen Probirſtein der Gedanken, der Anderen unbekannt, und wenn ſie dann begierig geweſen, etwas davon zu wiſſen, ſo habe ich ihnen bedeutet, daß es unſere Sprache ſelbſt ſey. Denn was ſich darin ohne entlehnte und ungebräuchliche Worte vernehmlich ſagen laſſen, das ſey wirklich etwas Rechtſchaffenes; aber leere Worte, da nichts hinter, und gleichſam nur ein Schaum müßiger Gedanken, nehme die deutſche Sprache nicht an.“

Mit größter Schärfe ging Logau den Alamode-Deutſchen zu Leibe. Von ihm rührt eine Menge von Wörtern und Wendungen her, welche ſeither gang und gäbe geworden ſind. So hat Logau die Worte: „liebeln,“ „Mis-

behagen", „Empfindſamkeit", „Sorglichkeit", „Unzahl" zuerſt ſchriftlich gebraucht, ebenſo den Ausdruck „abbangen", den Leſſing im „Nathan" aufgenommen hat in den Verſen:

„Um Geld zu fiſchen, Geld! Um Geld
Geld einem Juden abzubangen, Geld!"

Desgleichen den Ausdruck „mich denkt", den Leſſing gleichfalls im „Nathan" aufnahm, den man ihm, wenn auch mit Unrecht, als falſch beſtritt, und den Schiller im „Don Carlos" — jedoch mit dem dritten Fall gebraucht. Auf Logau's große Bedeutung für die deutſche Sprache hat Leſſing mit beſonderem Nachdruck hingewieſen; ja ſogar ein Wörterbuch der von Logau vornehmlich gebrauchten Ausdrücke, deren Wiederaufnahme wünſchenswerth wäre, abgefaßt. (S. Göring's Ausgabe in der „Cotta'ſchen Bibliothek der Weltliteratur".)

Die meiſten Bezeichnungen in der Sprachlehre, beziehungsweiſe die glücklichſten Ueberſetzungen derſelben aus dem Lateiniſchen verdanken wir Gottſched. Er war es, der Beiwort für Adjectivum, Vorwort für Präpoſition, Geſchlechtswort für Artikel, eigener Name (was Campe zu Eigenname zuſammenzog) für nomen proprium vorſchlug, während für Declination das von Popowitſch vorgeſchlagene Wort „Biegung" durchdrang. Manche dieſer Ueberſetzungen wurden bekämpft, als ſie aufkamen — dennoch vermochte man mit anderen Bezeichnungen nicht durchzudringen. Dieſe Thätigkeit, die ſich zumeiſt auf Ueberſetzung der Fremdwörter beſchränkte, war um die Mitte, namentlich aber gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts eine beſonders lebhafte, und es gibt wenige — heute ganz vergeſſene — Schriftſteller, die nicht Wörter in Verkehr

brachten, welche noch heute umgesetzt werden. So ersetzte Spalding das lateinische facta glücklich durch „Thatsachen", General v. Schliefen das französische esprit de corps durch „Zunftgeist," Abbt Revolution durch Umwälzung, Wächter den Parvenu durch Emporkömmling, wofür Campe ohne Erfolg „Ein Herr von Gestern" vorschlug. Kant sagte für Aesthetik Geschmackslehre, Moritz für Ballotage Kugelung, Großmann setzte die Worte Flachkopf und Querkopf zusammen, während die Bezeichnungen „Feuerkopf" „Urkopf" für Genie, Allfang für Chor, wofür Luther zuweilen Reigen gebraucht, keinen allgemeinen Anklang fanden.

Eine große Bewegung ging damals durch die ganze Schriftstellerwelt. Ramler, Campe, Rüdiger, K. Ph. Moritz, G. F. Hillmer, Garve, Gedicke, Heynatz, Trapp u. A. beschäftigten sich nebst den schon Genannten mit der Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache, und diese Thätigkeit ist vielleicht aus dem Grunde nie nach Gebühr gewürdigt worden, weil sie der Zeit nach mit dem Wirken unserer größten Dichter zusammenfiel, denen es beschieden war, in freiem künstlerischem Schaffen die Sprache noch unendlich mehr zu bereichern, als jene wackeren Gelehrten.

Die Bewegung war eine so allgemeine, die Frage erschien so wichtig, daß die Berliner Akademie der Wissenschaften sich veranlaßt sah, einen Preis für die Beantwortung folgender Fragen auszuschreiben: „Ist vollkommene Reinigkeit einer Sprache überhaupt, und besonders den Deutschen möglich und nothwendig? Wie und nach welchen Grundsätzen kann die Reinigkeit der deutschen Sprache am besten befördert werden? Wie weit kann und muß dieselbe getrieben werden, ohne ihr noch wesentlichere Vollkommen-

heiten aufzuopfern; und welche Theile des deutſchen Sprachſchatzes bedürfen vorzüglich die Abſonderung des Fremdartigen, in welchen anderen hingegen würde die Abſonderung unthunlich oder nachtheilig ſein?“

Es iſt bekannt, daß Campe für ſeine Beantwortung dieſer Fragen den Preis erhielt. Wie er ſeine Aufgabe auffaßte und löſte, das zu unterſuchen, iſt ebenſo unterhaltend und lehrreich; und da wir in unſeren „linguiſtiſchen Plaudereien“ das letztere nicht ohne das erſtere ſein wollen, ſo ſei es uns geſtattet, im nächſten Capitel auf Campe zurückzukommen.

XV.

Campe und die Claſſiker.

Bei einem „Reſtaurant“ auf dem Prager Graben prangt eine Inſchrift, welche beſagt, daß daſelbſt „Soupers“, „Diners“ und „Dejeneurs“ beſorgt werden. Ich weiß nicht, ob die „dejeneurs“ auf Rechnung des Schriftenmalers oder des Reſtaurateurs, der ſonſt eine gute deutſche Küche führt, zu ſetzen ſind; die Abſicht, verſchiedene Mahlzeiten mit franzöſiſchen Namen zu belegen, vielleicht weil jene dadurch ſchmackhafter werden, fällt jedenfalls dem Gaſtwirth zur Laſt. Worüber wir lächeln, das iſt nicht der Fehler in der Rechtſchreibung der dejeuners, ſondern die Anwendung fremder Ausdrücke, die man noch dazu nicht vollſtändig inne hat. Es brauchten ja weder der Schriftenmaler, noch der Gaſtwirth franzöſiſch zu können; aber wenn ſie's ſchreiben wollen, ſo müſſen ſie's richtig ſchreiben. In dieſem einen kleinen Beiſpiel für Viele offenbart ſich der Erbfehler der Deutſchen, das Fremde höher zu ſchätzen als das Eigene, und Fremdes für vornehmer zu achten; zugleich aber das Ausnutzen dieſes Fehlers durch eine ganz ungerechtfertigte Verfremdung.

Fremdwörter zu gebrauchen ist eine überflüssige Vornehmthuerei, aber auch eine Trägheit. Das Gut der Sprache, das Jeder besitzt, muß er auch verwerthen; wer über seiner Sprache wacht, der kann nicht leicht nach einem Ausdruck verlegen werden; er bildet sich selbst das Wort, er findet es und meint es zum ersten Mal zu gebrauchen, gewahrt jedoch nachher, daß es bereits längst bekannt und gebräuchlich war.

Gegen das Fremde zu eifern, hat bei dem weltbürgerlichen Zug des deutschen Volkes immer etwas Mißliches. Besteht doch der Stolz der Deutschen darin, daß sie wie kein anderes Volk fähig und geneigt sind, an allen geistigen Großthaten, sei's auf wissenschaftlichem, sei's auf dichterischem Gebiete, mitgenießend theilzunehmen. Dennoch müssen wir versuchen, das Fremde, das wir geistig erwerben, vollständig zu verdeutschen, damit es Gemeingut des Volkes werde. Denn die Volksbildung bedarf einer reinen und richtigen Sprache; das Volk, das der Wurzel seiner eigenen Sprache am nächsten steht, erfaßt das Fremde nur schwer.

Die große Bedeutung der Sprachreinheit für die Volksbildung — das war auch der Gedanke Campe's, dessen Bestrebungen durchaus nicht zu weit gingen, wie man allgemein glaubt. Gegen die Fremdwörter, die sich einmal eingebürgert hatten, war er sehr nachsichtig, wenn dieselben etwas Sachliches bezeichneten und im Klange den deutschen Formen ähnlich geworden waren. Nase, Ohr, Auge, Lippe, Wind, Rad, Sack, Fenster, Decke und Dach, Mantel, Meer, Paradies, Pinsel, Spiegel, Achsel, Fest, Brille, Natur, Regel, Titel, Form, Meile — solche

Wörter ließ er mit Recht als deutſche gelten, zumal die Stämme der meiſten dieſer Wörter in allen Sprachen zu finden ſind. Die Aufnahme ſolcher Wörter in die Sprache hat auch weiter keine Schwierigkeit, weil ſich mit dem Laut gleich eine beſtimmte Vorſtellung verbindet.

Wenn man dagegen für abgezogene Begriffe Bezeichnungen aus einer fremden Sprache wählt, ſo weiß das Volk unbedingt nichts damit anzufangen und kann mit dem ihm unverſtändlichen Worte den Begriff nicht dauernd feſthalten. Quiddität, Ubiquität, Phänomenon und Noumenon und dergleichen Sprachungethüme werden für das Volk nie faßbar ſein. Campe beklagt, daß man z. B. für ein ſo wichtiges Wort wie „Religion" keinen deutſchen Ausdruck eingeführt hat, ſo daß das Volk ſich faſt ausſchließlich des nicht ganz zutreffenden „Glaube" bedient. Unſere älteſten Schriftſteller, Raban Maurus und Notker, gebrauchen für Religion: „Ehafti" und „Ehalti" (von E = Geſetz), doch wäre ein Verſuch, dieſe Worte wieder einzubürgern, nicht ſehr ausſichtsvoll. Am bekannteſten von den Campe'ſchen Verdeutſchungsvorſchlägen ſind die Worte: Zartgefühl für Delicateſſe, welches ſofort in der Literatur Eingang fand, Vollkraft für Energie, Volksherrſchaft für Demokratie und Volksfreund für Demokrat, Kunſtfreund für Dilettant (was Goethe mit Liebhaber bezeichnet), Selbſtſucht für Egoismus (Kant ſagt: Eigenliebe), Geſetzloſigkeit für Anarchie (Klopſtock ſagt: Ungeſetz), Bellhammel für Demagog (aus dem Niederdeutſchen von bell, welches bekanntlich auch im Engliſchen Glocke bedeutet), folgerecht für conſequent, gefallſüchtig für coquett u. ſ. w. Aber nicht blos abgezogene

Begriffe verdeutſcht er, ſondern auch Worte, die er ſonſt beibehalten würde, wenn ſie nicht gar zu fremd klängen. Für „Boudoir" empfiehlt er Maulgemach oder Schmollkämmerchen, doch wären dafür die niederdeutſchen Ausdrücke: Laune- oder Lünſchewinkel viel annehmbarer, wenn ſich Boudoir überhaupt noch verdrängen ließe. Für Bibliothek wendet er Bücherſaal an, doch iſt das ſpätere Bücherei bezeichnender. Zerrbild für Carricatur hat der Sprachgebrauch angenommen, Fingertuch für Serviette, Hohlweg für Defilé, Eilpoſt oder Schnellpoſt für Diligence (das deutſche Wort wie das fremde werden in dieſem Falle überhaupt nicht lange mehr gebraucht werden), ſchnellkräftig oder prallig für elaſtiſch, Hofzwang für Etiquette, unterzeichnen für abonniren, — dieſe neuen Worte ſind zwar mehr oder minder allgemein anerkannt worden, konnten aber doch das Fremdwort nicht ganz verdrängen.

Manche Wörter erwieſen ſich allen Verdeutſchungsverſuchen gegenüber als ganz unzugänglich. Für „Allee" ſchlug Campe nicht weniger als fünf Bezeichnungen vor: Baumreihe, Baumſchnur, Baumgang, Schattengang, Wandelbahn; doch hat keine derſelben durchgegriffen. Ebenſo war „Gruppe" nicht zu beſeitigen; auch „Niſche", obzwar wir hiefür das gute deutſche Wort Blende beſitzen; hier wurde Campe eben ſeiner eigenen Regel untreu, denn Gruppe und Niſche haben vollſtändig deutſche Geſtalt angenommen und bezeichnen etwas Sachliches, weshalb ſie ſehr wohl beizubehalten ſind. Haarkräusler für Friſeur wurde mit einer leichten komiſchen Nebenbedeutung aufgenommen. Für Amphitheater, Acciſe und

Actie erklärt Campe, trotz aller Bemühungen nichts Entsprechendes gefunden zu haben. Das Wort „Umschlag" für „Couvert" war nicht nur vor Stephan, sondern auch bereits vor Campe im Gebrauch. Für „Honorar" schlug Campe „Ehrensold" vor, und obzwar er es später selbst bekämpfte, ist es doch, wenn auch nicht ganz mit Honorar sich deckend, erhalten worden. Ob „Compagnon" wirklich von dem deutschen Kumpan (von Kume: Hülfe oder Beistand) herrührt, wie Campe meint, bleibe dahingestellt. Dagegen ist „Klub" gewiß gut deutsch. Am lächerlichsten offenbart sich die deutsche Fremdsucht in dem Anhängen fremder Endsilben an deutsche Stämme. Für „friesiren" schlug Campe vor „friesen" zu sagen, für „buchstabiren" das niederdeutsche „spellen" anzuwenden; für „hofiren" wäre unserer Ansicht nach „höfeln" sehr bezeichnend.

Die Bestrebungen Campe's waren nicht blos auf die Sprachreinigkeit, sondern auch auf die Bereicherung der deutschen Sprache gerichtet. Unter Bereicherung kann man vornehmlich nur eine Verallgemeinerung des Gebrauchs von Ausdrücken, die in der einen oder der andern Mundart vorkommen, verstehen. Die Volkssprache wird somit in die Schriftsprache eingeführt, um durch die Schriftsprache wieder zum Volk zurückzukehren; die Schriftsprache gibt dem Wort die gangbare Prägung. In dieser Hinsicht verdanken wir der niederdeutschen Sprache am meisten. Sie ist reicher und kräftiger als die anderen deutschen Sprachen, und sie war auch, entsprechend dem Grundzug des niederdeutschen Volksgemüths, viel unzugänglicher gegen fremde Einflüsse. Trapp, ein Zeitgenosse und Mit-

ſtrebender Campe's, ſprach ſich für die Entwickelung einer niederdeutſchen Schriftſprache aus; er hielt es für keinen Nachtheil, wenn die Deutſchen ſtatt einer Schriftſprache zwei gehabt hätten. In der Folge hat ſich ja dieſe niederdeutſche Schriftſprache entwickelt und eine reiche Literatur gefördert, aber in gleichem Maße wendete jeder deutſche Stamm ſeinen Sprachbeſonderheiten große Aufmerkſamkeit zu, und ſo iſt keine Spaltung, ſondern eine große Mannigfaltigkeit entſtanden, durch welche die hochdeutſche Schriftſprache keinerlei Beeinträchtigung oder Minderung erfährt.

Den Reichthum der niederdeutſchen Sprache macht Campe an folgendem einen Beiſpiel erſichtlich: er führt für „regnen" acht Ausdrücke an, von denen in der Schriftſprache nur zwei oder drei gebräuchlich ſind. Es „miſtet" (feinſter Staubregen), es „ſchmuddert" (es regnet ein wenig und fein), es „ſtippert" (es fallen einzelne und zwar gleichfalls feine Regentropfen, aber größer als die früheren), es „regnet", es „pladdert" (es regnet ſtark und laut), es „guddert" (das Geräuſch des von den Dächern ſtrömenden Regens), es „gießt" und es „gießt mit Mollen" (Mulden). Der letzte Ausdruck wird neueſtens von Julius Wolff gebraucht. Im Hochdeutſchen haben wir nur: es tröpfelt, es regnet, es gießt und es ſtrömt. — „Sich ducken" iſt niederdeutſch und iſt von Goethe in die Schriftſprache eingeführt worden; das niederdeutſche „verblüfft" hat zuerſt Bode in der Ueberſetzung des Triſtram Shandy angewendet; „brüdern" iſt ein vortreffliches Wort, welches man überall ſtatt „fraterniſiren" anwenden ſollte (brudern wird gleichfalls von Julius Wolff geſchrieben), wie ſich ja „Brüderlichkeit" für „fraternité", das Abbt

und Campe gleichzeitig und gleichlautend überſetzten, vollſtändig eingebürgert hat.

Leſſing hat gleichfalls ſehr viele Wörter aus dem Niederdeutſchen genommen. So z. B. „Drall" der (Gleichklang gibt uns zu der Bemerkung Anlaß, daß das franzöſiſche Wort Taille nichts anderes iſt, als das niederdeutſche Tall), „Schnickſchnack" (nd. Snickſnack), „patzig" u. Aehnl. Leſſing hat überhaupt eine Menge neuer Wendungen in die Sprache eingeführt, wofür ſich am meiſten Beiſpiele im „Nathan" auffinden laſſen. Unverkennbar iſt hierbei der Einfluß Logau's, worauf wir ſchon im vorigen Abſchnitt hinwieſen. Da Logau ſo gut wie vergeſſen war, ſo kann man ein groß Theil der Verdienſte Logau's um die deutſche Sprache dem Wiedererwecker Logau's, Leſſing, beimeſſen. „Freierdings" (aus freien Stücken), „zu Rande ſein" für „zu Ende ſein" iſt Leſſingiſch; ebenſo das Zeitwort „eignen" für „zugehören" in der Stelle aus „Nathan":

„Wem eignet Gott? Was iſt das für ein Gott,
Der einem Menſchen eignet?"

Statt „Extreme" ſagt Leſſing gleichfalls im „Nathan":

„Ich bin ein junger Laffe,
Der immer nur an beiden Enden ſchwärmt."

Wie gut deutſch aber auch Leſſing war, ſo konnte er ſich doch bei ſeiner eifrigen und eingehenden Beſchäftigung mit den Alten des Einfluſſes der lateiniſchen Sprache nicht erwehren, und ſo begegnen wir in ſeiner Proſa trotz ihrer Einfachheit, Klarheit und Kraft oft genug Wendungen, die unmittelbar lateiniſch gedacht und gewiſſermaßen erſt in's Deutſche überſetzt erſcheinen; z. B.:

„Ich fragte beides", „Widerſprich mir das", „Was wirſt Du uns noch bereden wollen", „Mehre dergleichen Dinge", „Einiges iſt darunter, das ich nicht finde, wo er es her hat", „Ich habe dieſe beſondere Erlaubniß in der allgemeinen mit eingeſchloſſen zu ſein geglaubt", „eine dergleichen Stelle" u. ſ. w.

Wenig hat Schiller für die eigentliche Sprachbereicherung gethan. Seine Stärke lag in der Schönheit der Rede, die ihm vor allen deutſchen Dichtern eigen war. Manchmal gelingt ihm freilich eine Wortverdeutſchung beſſer, als einem Andern. Er ſagt „unterhöhlen" für unterminiren; „eine Schäferſtunde der Liebe iſt ein ausſetzender Aderſchlag (intermittirender Puls) in der Freundſchaft". Auf die Bedürfniſſe ſeiner redneriſchen Sprache iſt es zurückzuführen, wenn er „beſtaunen" für „anſtaunen" ſagt, da das erſtere gewiß viel nachdrucksvoller iſt; ebenſo wenn er „entfremden" und „entleiden" bildet, Worte, die ſich vollſtändig eingebürgert haben, obzwar ſie ganz falſch gebildet ſind. Denn „entfremden" heißt eigentlich: „die Fremdheit benehmen", wie „entleiden" — „das Leid benehmen" bedeutet; und doch wird es gerade in der entgegengeſetzten Bedeutung von „fremdmachen" und „verleiden" gebraucht. Aehnlich hört man oft „entnüchtern" ſagen, ſtatt des richtigen „ernüchtern".

XVI.

Goethe.

Es ist leicht, Fehler zu bemerken und auszusetzen, wenn auch nicht gar so leicht, wie man gemeinhin annimmt; jedenfalls aber ist es schwerer zu sagen: So und so müßt und dürft ihr sprechen! Die Sprachlehre der Schule ist ein nothdürftiger Behelf, der eben nur für die Schule ausreicht; die Grammatiker sind engherzige Leute, welche die Schranken der Sprachgesetze sehr fest eingerammt halten. Zudem gibt es eine Menge von Fragen, die immer neu auftauchen; die Sprache bildet sich fort, und die Sprachlehre hinkt langsam nach. An wen soll man sich da halten? Wen befragen? Lessing sagt: „Was die Meister der Kunst zu beobachten für gut finden, das sind Regeln.“ Denn das ist es ja, was sie zu Meistern macht, daß sie Regeln aufstellen, welche man — wollend oder nicht — befolgen muß. Und die Grammatiker wissen sich schließlich auch nicht anders zu helfen, als aus den Werken der Meister ihre Regeln abzuziehen. Wenn sich aber die Sprache fortbildet — wer ist Meister?

Gewiß iſt, daß für unſere Proſa ſelbſt die Claſſiker als Muſter nicht mehr ausreichen, daß Klopſtock, Herder, Wieland, Leſſing und Schiller Wendungen in Unzahl gebrauchen, die für einen modernen Schriftſteller unmöglich ſind. Man müßte demnach bemüht ſein, eine Einrichtung zu ſchaffen und ſie mit dem nöthigen Anſehen zu bekleiden, welcher das Sprachverwaltungsamt zu übergeben wäre; etwa eine Akademie von „vierzig Unſterblichen", welche zugleich die Oberaufſicht über die im Cap. XII vorgeſchlagenen Poſt- und Sprachreinigungsexpoſituren zu führen hätte. Dieſer Akademie wären alle Bücher, die im Jahre geſchrieben werden, zu überreichen, und am Schluß des Jahres erſchiene dann ein Verzeichniß, in welchem die „Merker" der Akademie den ſterblichen Schriftſtellern ihre Fehler vorhielten und zugleich die Regeln und Wörter, um welche die Sprache im Laufe des Jahres bereichert wurde, aufzeichneten. Leider bin ich ſelbſt genöthigt, dieſen Vorſchlag ſofort als unausführbar zu bezeichnen, aus dem einfachen Grunde, weil es unmöglich iſt, in den gegenwärtigen ſchweren Zeiten vierzig Unſterbliche aufzutreiben. Man gehe die Zahl unſerer lebenden Dichter und Schriftſteller durch, und man wird über Ebers und die Marlitt nicht hinauskommen. Wer von den Lebenden wäre nicht beſtritten? Es iſt eine alte Wahrheit: man muß erſt ſterben, wenn man überhaupt unſterblich werden will. Der Stolz Platens, der mit Theodor Körner nicht tauſchen, ſondern ſeine Unſterblichkeit ſelbſt erleben will, wäre heute übel angebracht.

Einer hatte das nicht nöthig, ein Einziger, der noch immer für uns eine ganze Akademie bedeutet, der noch

immer — und das iſt ja das untrügbare Kennzeichen der Unſterblichkeit — lebendig auf uns wirkt und wirken wird, noch immer ein Meiſter der Sprache und Dichtkunſt iſt, deſſen Regeln wir beobachten. Dieſer Eine iſt Goethe. Er allein iſt eine fruchtbringende Geſellſchaft. Er hat nie allzuviel von den Sprachwiſſenſchaften gehalten und Fremdwörter hat er genug gebraucht; dennoch gibt es keinen einzigen deutſchen Schriftſteller oder Dichter, der ſo aus ſich heraus, durch eine faſt unbegrenzte Naturkraft, die Sprache bildete und bereicherte, wie er. Kein anderer hat ſo viel Wendungen und Wörter, die ſich dem Gedächtniß unvergeßlich einprägen, erfunden, wie Goethe; Keiner die dichteriſche Sprache der Nachgeborenen ſo beeinflußt. Eine Sprachlehre, welche ihre Regeln lediglich aus der Wort-Formen- und Satzbildung der Claſſiker abzöge, iſt noch zu ſchreiben; Vorarbeiten hierzu gibt es eine ganze Menge, insbeſondere Goethe betreffend; ich nenne nur das freilich ſchon über dreißig Jahr alte, vierhundert Seiten ſtarke Lehmann'ſche Buch: „Goethe's Sprache und ihr Geiſt."

Es verlohnt ſich wohl, eine Stichprobe zu machen und ein Gedicht aus der Zeit Goethe'ſcher Vollendung auf ſeine Beſonderheiten, welche immer zugleich ſeine Schönheiten ſind, zu prüfen. Wir wählen den herrlichen Epilog zu Schiller's „Glocke", wohl das ſchönſte Denkmal, das ein Freund dem andern, ein Dichter dem anderen geſetzt hat. Ich bitte den Leſer, ſeinen Goethe aufzuſchlagen.

„Und ſo geſchah's!" Gleich das erſte Wort iſt eine Beſonderheit. Dieſes „Und", welches an kein vorhergehendes Wort, an keinen vorhergehenden Satz anknüpft

(denn wenn ſich der Epilog in der dramatiſchen Aufführung an das „Lied von der Glocke" anſchloß, ſo wird doch Niemand behaupten wollen, daß dieſes „Und" eine gewöhnliche ſyntaktiſche Bedeutung hat), iſt ein Stimmungs-Auftact von ſeltener Unmittelbarkeit. — Auch das Gedicht: „Auf dem See" beginnt ſo ſchön: „Und friſche Nahrung, neues Blut." — „Dem friedenreichen Klange bewegte ſich das Land, und ſegenbar ein friſches Glück erſchien." Zunächſt bemerken wir die dichteriſche Fügung des Zeitwortes „bewegen" mit dem dritten Fall. Sehr klar und ausdrucksvoll iſt damit geſagt, was wir in Proſa mit „nach" oder „unter dem friedenreichen Klange" geben müßten und doch nicht ſo anſchaulich machen könnten. „Friedenreich" „ſegenbar" ſind Zuſammenſetzungen, die von der gewöhnlichen Art, welche ſich des wohlklingenden s bedient (alſo „friedensreich" ſagt), mit Glück abweichen. Die Bildung der Beiwörter iſt überhaupt Goethe's ſtärkſte Seite; es gelingt ihm jede Zuſammenſetzung. Ich erinnere an: „ſchellenlaut", „meilenfern" im „Fauſt"; „wellenathmend" im „Fiſcher". — Ebenſo bildet er Hauptwörter; um unſere Beiſpiele aus dem „Epilog" wieder aufzunehmen: „Hochgeſang", „Vollgewühl", „Wechſelrede". — Zu den Beiwörtern ſeien gleichfalls aus dem „Epilog" noch folgende Beiſpiele angeführt: „lebensrege", „lebenswürdig", „wohlgefällig", „raſchgewandt", „ſicherſtellig", „weſenlos", „vollgehaltig", „reichgeſtaltig", „ſegenreich".

Eine andere Eigenheit Goethe's iſt, daß er bei zuſammengeſetzten Wörtern, beziehungsweiſe bei einer Verbindung oder Wiederholung von Worten nur das letzte abwandelt. In dieſer Eigenheit gibt es wieder die größte

Mannigfaltigkeit, wie ſchon aus den Beiſpielen im „Epilog“ hervorgeht: „Ihm ſchwollen der Geſchichte Fluth auf Fluthen“ und „Nun glühte ſeine Wange roth und röther.“ — „Froh- und trüber Zeit“ heißt es in dem Lied „An den Mond“, „in die weit und breite Welt“, „in jung und alten Tagen“, „in- und äußrer Feind“, „von Säul zu Säulen“, „ihr erſt und letztes Wort“, „ein und andre Frage“, „ſitt- und tugendreich.“ Derartige Fügungen finden ſich auch bei Leſſing, ja ſchon die beſten Mitglieder der fruchtbringenden Geſellſchaft ſchreiben ſo. Goethe hat es nur wieder eingeführt und hoffähig gemacht. Ich glaube, daß alle dieſe Beiſpiele wohl zu vereinigen ſind; Goethe hat bei dieſer Eigenheit weniger an eine Steigerung der wortſinnlichen Bedeutung gedacht — wie man bei „roth und röther“ anzunehmen verſucht ſein könnte — ſondern er folgte in erſter Reihe der Schönheit und der Steigerung des Klanges.

Gern reiht Goethe zwei Beiwörter nebeneinander, die er, ohne ſie in ein Wort zuſammenzuziehen, doch auf das Engſte verbindet, indem er eines adverbial gebraucht; alſo: „ſchreckhaft mitternächtges Läuten“, „bequem geſellig“, „im niedrig Schrecklichſten“, „in traurig ſchönen Jahren.“

Noch eine Goethe'ſche Beſonderheit fällt uns im „Epilog“ auf: die Weglaſſung des Artikels. So heißt es: „Ihr kanntet ihn, wie er mit Rieſenſchritte“ (wo man gewöhnlich die Mehrzahl gebrauchen muß); und: „Was Mitwelt ſonſt an ihm beklagt.“ Dieſe Weglaſſung iſt durchaus nicht gegen den Geiſt der Sprache. Gerade die Weglaſſung des Artikels hat eines der ſchönſten Goethe'-

ſchen Lieder neuerlich zum Volkslied gemacht, nämlich: „das Haidenröslein.“ In der von Herder mitgetheilten Form heißt es: „Der Knabe ſprach“ und „doch der wilde Knabe brach das Röslein auf der Haiden.“ Goethe läßt dieſe Artikel weg, wie er auch vom „Erlkönig“ ſtets ohne Artikel ſpricht: „Was Erlenkönig mir leiſe verſpricht“, „Erlkönig's Töchter am düſtern Ort“, „Erlkönig hat mir ein Leids gethan.“ Auch Schiller läßt oft den Artikel weg; jedoch immer nur in Fällen, wo gewiſſermaßen eine Auflöſung eines zuſammengeſetzten Wortes ſtattgefunden hat: z. B. „das Mägdlein ſitzet an Ufers Grün“, „die Hand mit Feuers Hülfe baut“, „was Feuers Wuth ihm auch geraubt.“ Ganz ungewöhnlich und Goethe allein eigen iſt die Weglaſſung des Artikels beim Superlativ; ſo namentlich im zweiten Theil des „Fauſt“: „Wichtigſtes zu thun“, „und freut ſich, Kleinſte zu verſchlingen“, „auf höchſtem Baum“; wie denn überhaupt auch der Gebrauch des Superlativs von Goethe ſehr geliebt wird. Von den Modernen hat dieſe Eigenheit insbeſondere Spielhagen angenommen, z. B. in der „Sturmfluth“ ſagt er: „nie eine leiſeſte Spur von Flachheit“, „ein eifrigſter Käufer“, „keine leidenſchaftlichſte Heftigkeit“, „kein erbittertſter Angriff.“

Der „Epilog“ gäbe noch zu weiteren Bemerkungen Anlaß, wenn es in den Bereich der „Plaudereien“ fiele, der Goethe'ſchen Art in den feinſten Auszweigungen ihres dichteriſchen Stils nachzugehen. Man leſe nur aufmerkſam das ganze Gedicht, und man wird in jeder Zeile eine eigenartige Wendung finden. Aber es ſoll dies jeder „ſtill beglückt“ für ſich allein thun; die Arbeit des Natur-

forſchers, der die Blüthe der Länge nach aufſchneidet und dem die Staubfäden wichtiger ſind als der Duft, iſt keine dankbar feuilletoniſtiſche.

Bei ſolcher Leſearbeit wird man auch inne werden, wie weit Goethe's Einfluß in Anſchauung, Stoff und Form auf die deutſche Dichtung geht; freilich auch, daß Viele ihm abgeguckt haben, wie er ſich räuſpert und wie er ſpuckt, nicht aber wie er athmet und lebt. Ein kleines Kunſtſtück in dieſer Art hat Stephan Schütze in einem Gedicht zuwege gebracht, welches das Datum des 28. Auguſt 1833 (alſo des erſten Geburtstags Goethe's nach ſeinem Tode) trägt und im „Taſchenbuch auf 1835" veröffentlicht iſt; ein Gedicht, das man ſehr wohl Goethiſch nennen könnte. Da es ſo gut wie unbekannt iſt, dürfte der nachfolgende Abdruck dem Leſer nicht unwillkommen ſein. Es lautet:

„Wohl, ihr Kinder, bleibet ſo
Treu in Wort und That verbunden,
Und gedenkt beharrlich froh
Manch erwünſchter ſchöner Stunden.

Wirkt ihr klar-verſtändig fort,
Jeder feſt in ſeinem Kreiſe,
Trennt uns weder Zeit noch Ort,
Leben wir auf gleiche Weiſe.

Und ich ſeh' in Folgekraft
Aernten neue Saaten ſtreuen,
Und wie Alles fördert, ſchafft,
Schlingt ſichs fort in heitern Reihen.

Mächtig, nie ſich ſelbſt genug,
Dehnt der Geiſt die ſtarken Schwingen,
Regſam frei im weiten Flug
Immer Schön'res zu vollbringen.

Endlich wie der Sterne Heer
Wird Erkenntnißgut ſich mehren,
Keiner fragen, ſtreiten mehr,
Wem das Beſte mag gehören.

Wie zum großen Markt der Welt,
Seh ich Alle rüſtig eilen,
Bringen, forſchen, was gefällt,
Und ins Erbe froh ſich theilen.

Alſo fühl' ich, heitern Blick
Fernen Räumen hingegeben,
Ueber Sternen rein'res Glück,
Mit der Welt — ein ſelig Leben."

TAYLOR INST. OXFORD

XVII.

Einfluß der čechiſchen auf die deutſche Sprache.

Die Zweitheilung Böhmens in ein deutſches und ein čechiſches Gebiet iſt eine Forderung, welche von der deutſchen Bevölkerung Böhmens immer dringender erhoben wird, weil der Frieden „dem böſen Nachbar nicht gefällt“. Es gibt eben in Böhmen ein großes geſchloſſenes deutſches Sprachgebiet, welches durch das Eindringen čechiſchen Weſens arg bedroht wird. Hier muß nun Vorſorge, ja auch ſchon Abhilfe geſchaffen werden, denn mit der Trennung der Gebiete allein wäre nicht viel gethan. Es gibt noch gar viele gemeinſame Beſitzthümer und Angelegenheiten, deren Scheidung nothwendig wäre und die gerade nicht in Bezirkshauptmannſchaften eingetheilt ſind. Hier eine Theilung vorzunehmen, iſt vielleicht noch wichtiger, noch dringender, als eine Landestheilung; Anfang und Beiſpiel wurden ja in der Abzweigung der čechiſchen Univerſität von der alten deutſchen Carolo-Ferdinandea bereits gegeben. Wir hätten noch manches Andere abzuzweigen; gehen wir damit voran, auf daß wir ein Recht erwerben, auch das Unſrige zu verlangen. Geben wir

unſeren čechiſchen Landes-Halbbrüdern der Zukunft, was ihnen gehört, vielleicht erhalten wir dann auch, was unſer iſt. Was wir an dieſer Stelle in zwei theilen wollen, braucht wohl nicht mehr angekündigt werden. Haben wir doch ſchon, bevor die Frage noch lichterloh brannte, unſere Bemerkungen über das Prager Deutſch gemacht und den Wunſch nach Reinigung unſerer Sprache von allen fremden Elementen ausgeſprochen. Wir ſind natürlich weit davon entfernt, zu glauben, daß die Aufgabe leicht zu löſen wäre; es bedürfte nicht nur eines richtigen und geradezu darauf gerichteten Sprachunterrichts in den deutſchen Volks- und Mittelſchulen Böhmens, nicht nur einer fortgeſetzten Sorgfalt und Wahrung in allen Lebens- und Volkskreiſen, ſondern auch einer tiefgehenden Durchackerung unſeres Sprachgebietes, das ſo groß und ſo reich iſt, und auf welchem ſo vielerlei Unkraut das geſunde Korn überwuchert und erſtickt.

Es iſt ſehr bedauerlich, daß von den vielen Sprachgelehrten und Literaturforſchern der deutſchen Univerſität Prag noch keiner der Frage näher getreten iſt und ſich den Dank der Deutſchen in Böhmen zu verdienen ſuchte. Gehört nicht die Univerſität zu den vornehmſten Bollwerken deutſchen Geiſtes in Oeſterreich und hat ſie nicht eben in Oeſterreich, insbeſondere in Böhmen den Beruf, neben dem ſtillen Fortwirken in den Gebieten deutſchen Wiſſens auch das in jeder Beziehung Nächſte zu pflegen, zu unterſuchen, zu erörtern? Steht ſie nicht mitten im Streit drin? Wehrt ſie nicht von der politiſch-nationalen, von der materiellen Seite die Gegner ab? Warum nicht auch von der wiſſenſchaftlichen? Ein Einziger, der berühmte

Schleicher, als er noch in Prag wirkte, hat ſich mit dem Prager Deutſch, beziehungsweiſe mit der Einwirkung des Čechiſchen auf die deutſche Sprache in Prag und ganz Oeſterreich beſchäftigt und ſeine Beobachtungen in einem kleinen Aufſatz in Herrig's Archiv aus dem Jahre 1851 niedergelegt. Dieſe Beobachtungen waren leider nur gelegentlicher Art — was wußte man aber auch damals von der Zweitheilung Böhmens?

Schleicher beſtätigt zunächſt aus eigener Erfahrung, daß in keinem Lande, wo zwei Völkerſchaften vermiſcht untereinander wohnen, wie z. B. in Belgien, der gegenſeitige Einfluß der Sprachen ein ſo tiefgehender ſei, wie in Böhmen. Sowohl im Satzbau wie in der Wortbildung mache ſich dieſer Einfluß geltend. Wir wollen die Beiſpiele Schleicher's anführen und durch eigene vermehren, ohne auf Vollſtändigkeit Anſpruch zu machen, was überhaupt nicht die Aufgabe unſerer „Plaudereien" ſein kann. Daß „Schmetten" ſtatt der guten deutſchen Wörter Sahne oder Rahm in ganz Oeſterreich gebraucht wird, iſt ebenſo bekannt, wie daß es vom čechiſchen smetana kommt. „Kaſch" heißt der Brei, „Kren" iſt das čechiſche křen und heißt Meerrettig; es iſt mir aber bei dieſem Wort doch verwunderlich, daß es ſchon in einem zu Frankfurt am Main im J. 1546 gedruckten „Kreutterbuch" als gleichbedeutend mit Meerrettig angeführt erſcheint. Die „Pawlatſch" oder „Pablatſchen" für Altan iſt das čechiſche pavlač und gehört nicht blos dem Prager Deutſch, ſondern dem ganzen öſterreichiſchen Dialect an. Das Wort „gern" wird in einer Wendung gebraucht, die ſeiner deutſchen Bedeutung ganz zuwiderläuft. Man kann nur ſagen

z. B.: „ich habe ihn gern“ (für: lieb), aber nicht: „ich bin gern, daß u. ſ. w.“ ſtatt: „ich bin froh“. Der Čeche hat eben für gern und froh daſſelbe Wort, nämlich rád, und ſagt: já ho mám rád (ich habe ihn gern) und jsem rád (ich bin froh), was er dann wörtlich im Deutſchen auch nur mit einem einzigen Wort „gern“ überſetzt. — Wo der Deutſche „ſetzen“, „legen“ oder „ſtellen“ gebraucht, da ſagt der Deutſche in Oeſterreich „geben“, indem er das čechiſche dáti überſetzt, z. B. ſtatt: Stelle das auf den Tiſch — gib das u. ſ. w.: dej to na stůl. Auf dem Gymnaſium hatte der Profeſſor des Lateiniſchen große Mühe uns auseinanderzuſetzen, daß man ein ſo falſch gebrauchtes „geben“ nicht mit dare, ſondern mit ponere überſetzen müſſe, welches Wort ja viel anſchaulicher und genauer iſt. „Es ſteht nicht dafür“ ſtatt: es lohnt nicht, oder es iſt nicht der Mühe werth, iſt das čechiſche nestojí za to. Die Adjectivbildung „Kälbernes“ (telecí maso) und „Schweinernes“ (vepřoví) iſt nach allen möglichen Richtungen falſch und man muß ebenſo Kalbfleiſch und Schweinfleiſch ſagen, wie man für Rindfleiſch (hovězí) nicht „Rindernes“, „Ochſernes“ oder „Kühernes“ zu bilden ſich geſtattet.

Der Gebrauch der Vorwörter iſt weſentlich vom Čechiſchen beeinflußt. Wir ſagen: „Geld auf etwas brauchen“ ſtatt Geld zu oder für etwas, weil uns das čechiſche peníze na něco im Ohr klingt. Oder: „Wir ſind heute auf Kaffee geladen“, „wir gehen auf ein Glas Bier“ („na kafe“, „na pivo“) ſtatt zu Kaffee, zu Bier. Ganz merkwürdig iſt der Gebrauch des Vorwortes „nach“ ſtatt „durch“ oder „mit“. Zum Beiſpiel ſtatt:

„ich habe es durch das Mädchen geſchickt" — „ich habe es nach dem Mädchen geſchickt", was wörtlich aus dem Čechiſchen überſetzt iſt, denn der Čeche ſagt hier: „po holce". Ebenſo falſch wird das Vorwort „von" gebraucht. „Was kommt von dem Kleid?" fragt man den Schneider, der das ſehr gut verſteht, weil er zu ſagen gewohnt iſt: Od (oder vielmehr vod) těch šatů přijde tolik a tolik. „Auf etwas vergeſſen" und „auf etwas denken" ſtatt „etwas vergeſſen" und „an etwas denken" (in wörtlicher Ueberſetzung des čechiſchen „na") haben wir ſchon erwähnt. Schleicher bemerkt, daß die mit Vorwörtern zuſammengeſetzten Zeitwörter — welche im Čechiſchen immer ungetrennt bleiben, wenn ein Object hinzutritt — auch in dem beeinflußten Deutſch ihr Vorwort behalten, ſo: „den Fluß überſetzen" ſtatt „über den Fluß ſetzen". Er führt auch die Redensart an: „er hat ſich überzogen" für: „er hat die Kleider gewechſelt". Hier ſei auch bemerkt, daß man häufig vom „Ausziehen" von Kleidungsſtücken ſpricht, wo man im Deutſchen „ablegen" ſagen muß. Alſo: die Handſchuhe zieht man aus, aber den Hut legt man ab.

Die verbindende Art der Mitvergangenheit, welche im Deutſchen ſo ſchön und kräftig iſt, wird durch ein „möchte" oder „würde" abgeſchwächt; z. B.: „ich möchte brechen" ſtatt: „ich bräche", „ich würde geben" ſtatt: „ich gäbe". Auch das iſt auf die čechiſche Bildung dieſer Form (durch das angehängte bych, bys, by, alſo z. B.: dal bych) zurückzuführen. Noch ſchlimmer iſt eine im Prager Deutſch wie in ganz Oeſterreich gebräuchliche Bildung durch das Anhängen eines t oder te; z. B. ich ließet' oder auch: ich laſſet', ſtatt: ich ließe. Mit Vorliebe wird auch beim

Zeitwort das Fürwort wegegelaſſen, wie im Čechiſchen. Ich kann hier wieder nur einen Gymnaſial-Profeſſor anführen, der jedesmal, wenn er einem Schüler einen Zweier gibt, die wohlgemeinte Warnung hinzufügt: „Nun, lernen recht fleißig". Dies iſt auch Schleicher aufgefallen, welcher die Redensarten: „leben wohl", „bleiben wohl auf" kennt. Doch citirt er auch: „Der Herr Profeſſor wünſchen", was ſich aber überall in Deutſchland findet, wie wir ja ſchon früher einmal erwähnten. Im letzteren Beiſpiel tritt eben der Titel an die Stelle des Fürworts, während in den erſteren Beiſpielen das Fürwort gar nicht erſetzt wird.

Ebenſo fehlerhaft wie „ließet" wird die erſte Perſon der anzeigenden Form der Gegenwart gebildet. „Ich ſprich", „ich triff", „ich lies" ſtatt: ich ſpreche, treffe, leſe, kann man auch von angeblich Gebildeten hören, welche ſich's nicht zu erklären wiſſen, daß man „ich treffe" ſagt, da man doch „du triffſt" ſagt. Dieſelben kennen aber zumeiſt die gebietende Form wieder nur: „ſprech'", „treff'" ſtatt: ſprich, triff; doch iſt letzteres ein allgemeiner Fehler, den wir nicht blos dem Prager Deutſch aufmutzen wollen; ſagt ja ſelbſt Goethe fehlerhaft: „nehme" ſtatt nimm! — Oft wird ein Zeitwort nach dem Čechiſchen rückführend gebraucht, z. B.: „ich hab' mich erſchrocken" (já jsem se lek!). Das čechiſche „se" wird oft wörtlich mit „ſich" überſetzt, z. B.: „wir haben ſich unterhalten".

Nicht unerwähnt bleibe eine ſcherzhafte Redensart, die in ganz Oeſterreich bekannt iſt: „einen Affen haben" (für einen Rauſch, einen Spitz u. dgl.), welche Schleicher auf die čechiſche gleichlautende Redensart zurückführt, die auf einem Wortſpiel (opice heißt der Affe und opit se

heißt: ſich betrinken) beruht, welches im Deutſchen ſich nicht wiedergeben läßt. Natürlich hat daher die Redensart im Deutſchen gar keinen Sinn und iſt gleichfalls aus der Sprache zu verbannen.

Schließlich wäre noch über die Ausſprache Manches zu bemerken. Wiederholt haben wir ſchon auf die offene Ausſprache der Vocale, welche überaus häßlich klingt und dem Klangcharakter der deutſchen Sprache unangenehm nahetritt, hingewieſen. Die Betonung der Worte wird gleichfalls čechiſirt, indem bei vielen Wörtern der Ton auf die erſte Silbe geſetzt wird, was namentlich, wenn ſie mit Partikeln oder Vorwörtern beginnen, höchſt komiſch klingt. Auch die Mitlauter erfahren mannigfache Veränderung. Während der Čeche in ſeiner Sprache die Mitlauter vorzüglich rein ausſpricht, wird in dem vom Čechiſchen beeinflußten Deutſch oft ein harter in einen weichen, ein ſcharfer in einen gelinden Laut verwandelt, und umgekehrt. So kann man oft genug „kuder" ſtatt „guter" hören; „ter" und „tie" ſtatt „der" und „die"; Mozart wird hier allenthalben ſo ausgeſprochen, als wenn er ein Čeche wäre und Moſart hieße; das anlautende ſ wird faſt immer ſcharf wie ß ausgeſprochen, alſo ßagen ſtatt ſagen, ßingen, ßehen u. ſ. w. Sehr oft werden die Liquida umgeſetzt, und zwar zumeiſt wenn ein l einem r vorangeht. Das Wort „Lehrer" macht der čechiſchen Zunge große Schwierigkeiten, und ſie zeigt ſich geneigt, lieber „rehler", ja „rehrel" auszuſprechen. Das **e** in den deutſchen Endſilben, welches auszuſprechen oder vielmehr nicht auszuſprechen nur einem Deutſchen gelingt, wird im Prager Deutſch immer breit und deutlich vernommen.

Man erſieht aus dieſen Bemerkungen (und man braucht nur hinzuhören, um dieſe Bemerkungen beſtätigt zu finden), daß der Einfluß der čechiſchen Sprache auf die deutſche ſehr tiefgreifend und weitgehend iſt. Beginnen wir alſo hier mit der Zweitheilung und mit der ſtrengen Wahrung unſeres Gebietes. Unſere Sprache iſt das Theuerſte, was wir haben, ſie iſt unſer geiſtiges Vaterland, das wir mit uns nehmen, das mit uns iſt, wo immer wir uns befinden. Dieſes Vaterland kann uns Niemand nehmen, wenn wir daran feſthalten.

XVIII.

Einfluß der deutſchen Sprache auf die čechiſche.

Schwieriger als die Ausſcheidung čechiſcher Einmengſel aus der deutſchen Sprache iſt jedesfalls die Reinigung der čechiſchen Sprache. Dieſe zu unternehmen liegt nun weder in unſerem Amt noch in unſerer Abſicht, aber einige Andeutungen mögen hier Platz finden, aus denen hervorgeht, daß die deutſche Sprache jedem Čechen ein geradezu unentbehrlicher Behelf iſt.

Der leider ſo früh verſtorbene Kunſthiſtoriker Alfred Woltmann, der einſt den Grimm der čechiſchen Blätter auf ſich lud, weil er mit freiem Muth die Baudenkmäler Prags als deutſcher Kunſt entſtammend bezeichnete, wäre vielleicht nicht angefochten worden, wenn er nicht von den Kirchen, den Paläſten und dem čechiſchen Nationaltheater, ſondern blos — von den Prager Brauhäuſern geſprochen hätte. Denn nicht nur die Baukunſt — auch die Braukunſt Prags iſt urſprünglich deutſch. „U kleeblattů“, „u helmů“, „u štajgrů“, „u fleků“, „u šenfloků“, „u raismonů“, „na kukliku“ (was nichts Anderes bedeutet als: „Auf Gutglück“) — ſie alle haben ihre Namen von

deutſchen Beſitzern oder deutſchen Schildern, die wohl auch auf deutſche Beſitzer ſchließen laſſen. Man muß ſich beeilen, dieſe Namen der Nachwelt zu überliefern; denn die čechiſchen Beſtrebungen gehen darauf aus, nicht nur was deutſch iſt, ſondern auch was deutſch war, zu čechiſiren — der großen Zukunft eine entſprechende Vergangenheit nachzubereiten. Neulich iſt auf dieſe Weiſe auch der „goldene Hecht" čechiſirt worden. Ehemals trug er eine ehrwürdige deutſche Inſchrift: „Dies Haus ſteht in Gottes Hand — zum „goldenen Hechten" wird es benannt." Offenbar aus Rückſicht für die Beſucher dieſes Wirthshauſes wurde jedoch eine Taufe vorgenommen, die ſich nicht blos auf den Hecht, der fortan nur zlatá štika heißt, ſondern auch auf die Inſchrift erſtreckte, deren Maler wohl ein Werk für Zeit und Ewigkeit geſchaffen zu haben glaubte; ſie iſt übertüncht, und die Ewigkeit gehört fortan der Inſchrift: „Tímto domem vládne ruka Páně — U zlaté štiky jej nazývame."

Sind derartige Verſuche höchſt belächelnswerth, ſo kann man doch den Bemühungen der Čechen, ihre Sprache zu reinigen, ja ihre Sprache neu zu ſchaffen, die Achtung nicht verſagen. Wir haben von den gleichen Bemühungen der Deutſchen bereits ausführlich geſprochen; aber wir müſſen geſtehen, daß die Deutſchen nie ſo allgemein an dem Werk der Sprachreinigung theilgenommen haben, wie es die Čechen thun, für die es freilich den Reiz der Neuheit hat. Nicht blos die Gelehrten und Schriftſteller, ſondern auch die Lehrer und Geiſtlichen laſſen ſich ihre Sprache angelegen ſein, und ſo bringt die čechiſche Sprache — ein ſo junges Werk der Gelehrten

ſie auch ſein mag — mit großer Schnelligkeit in das čechiſche Volk.

Dem čechiſchen Volk im engeren Sinne war ſeine Sprache faſt ganz verloren gegangen; ſeine Sprache beſteht zu großem Theil aus deutſchen Worten mit čechiſchen Endungen. Hiefür haben wir bereits in den früheren Abſchnitten zahlreiche Beiſpiele gegeben. Einen weiteren und weſentlichen Beweis hiefür liefert der Umſtand, daß das čechiſche Volk nicht im Stande iſt, neuen Begriffen und Gegenſtänden ſofort die ſprachgemäße Bezeichnung zu geben. So heißt die Sicherheitslampe, welche ſeit dem Ringtheaterbrande aufgekommen iſt, einfach „sichrhaic-lampa“. — Bis zum Anbruch der Verfaſſungsära war die Sprache in Amt und Gericht deutſch und iſt es bis heute noch in der Armee, ſo daß das tiefe Eindringen deutſcher Wörter in die čechiſche Sprache leicht erklärt iſt. Kommen auch franzöſiſche Worte vor, ſo ſind ſie eben durch Vermittlung des Deutſchen hinübergegangen; z. B. „stará remunda“ = eine alte Remonte, ein Schimpfwort für ein altes Weib; paraple von Parapluie, mašina von Maſchine, rachometle von Raketen, almara von Almoir, tác von Taſſe.

Selbſt die Gegenſtände des täglichen Gebrauchs, an deren Bezeichnung jedes Volk am feſteſten hält, werden deutſch genannt. Tébych heißt der Teppich, forhanky Vorhänge, kistna die Kiſte, putna die Waſſerbutte, piksla die Büchſe, dečka ein Deckchen, klika die Klinke, šuple die Schublade, širhák der Schürhaken, šporherd Sparherd u. ſ. w.

Von Kleidungsſtücken und Schmuckgegenſtänden

nennen wir: mašle Maſchen, haftle Häftchen, kvastle Quaſten, knoflík Knopf, šlafšuchy Schlafſchuhe und šlofrok Schlafrock, orringle Ohrringe, vikler ein großer Wintermantel, in den man ſich einwickelt, u. ſ. w.

Die Bezeichnungen der Hausräume ſind gleichfalls deutſch. So alle Bezeichnungen der Zimmer, wie Vorzimmer, Speiszimmer, Schlafzimmer; špais heißt die Speiſekammer oder der Speiſeſchrank, konk heißt der Gang, bouda die Bude. Das Haus regiert der hausmistr, wie die Stadt der purkmistr.

Handwerker und Berufsarten erhalten zum Theil deutſche Benennungen. So heißt der Handſchuhmacher hančmochr, der Klempfner klempíř; policait der Polizeimann; dinstmann und briftregr ſind leicht zu erkennen, ebenſo wie hausknecht, an welchen ſich der klacek (Klotz) leicht anfügen läßt. Aus der Armee iſt begreiflicherweiſe der kmán (Gemeine) und der fraitr (Gefreiter) hinübergenommen worden; ſie ſchaaren ſich um die fángle (Fahne).

Ebenſo zahlreiche Beiſpiel laſſen ſich für die Zeitwörter anführen: koštovat (koſten), pucovat (putzen), štikovat, štrikovat, tumlovat (ſich tummeln) u. ſ. w.

Reizend iſt das Wort: „lišprif“ für Liebesbrief; die Köchin erhält ihn vom šamstr, der aus „Gehorſamſter“ entſtanden iſt. Fortelný in der Bedeutung von „ſchmuck“, „angenehm“ iſt das deutſche: „vortheilhaft“. „Toral“ iſt der Thaler und „marel“ das Malheur. Bei dieſen zwei Wörtern beſtätigt ſich unſere bereits im vorhergehenden Capitel geäußerte Beobachtung, daß der Čeche mit Vorliebe r und l umſetzt, wenn l dem r urſprünglich vorangeht.

Am allgemeinſten iſt die deutſche Bejahung; das „jo“ läßt ſich durch das ano nur ſchwer verdrängen. Auch das „kór“ von „gar“ und „holt“ von „halt“ (welches ſelbſt wieder nur dem öſterreichiſchen Dialect eignet), gehört der čechiſchen Volksſprache an.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß alle ſlawiſchen Sprachen, insbeſondere die jener ſlawiſchen Völker, welche mit den Deutſchen in naher Berührung ſtehen, zahlreiche deutſche Wörter aufgenommen haben. Hiefür ſind ſo ziemlich dieſelben Gründe vorhanden, wie für das Eindringen des Deutſchen in's Čechiſche; aus der ruſſiſchen Sprache ließe ſich die Bedeutung des deutſchen Elementes in Rußland bis in die Einzelheiten nachweiſen. Die Aemter haben ganz officiell ihre deutſche Bezeichnung beibehalten. „Ober“ oder „Unter“ wird allenfalls auch ruſſiſchen Wörtern vorgeſetzt. „Počtamt“ iſt das Poſtamt, „obergoffuriramt“ „Oberhoffourieramt“, „unteraficer“ „Unterofficier“, „polizmaister“ „Polizeimeiſter“, „gauptwachta“ „Hauptwache“, „graf“, „gerzog“, „wagenmaister“ u. ſ. w. „Kutscher“ heißt ein herrſchaftlicher Kutſcher im Gegenſatz zum Lohnkutſcher, der Iswostschik genannt wird. Daß die Seemannsausdrücke faſt durchgehends deutſch ſind, braucht uns nicht Wunder zu nehmen, da nahezu alle ſeefahrenden Nationen die deutſchen Benennungen aufgenommen haben. Aber auch eine Menge anderer deutſcher Wörter, deren Eindringen ſich nicht immer leicht erforſchen läßt, findet ſich im Ruſſiſchen; z. B. heißt der Backenbart: „backenbardi“, das Halstuch: „galstuk“, der Friſeur (Perrückenmacher): „parikmacher“, das Gefängniß (der Thurm)

„tiurm“, der Wartſaal: „wagsal“, die Hülſe: „gilza“, die Garküche (Küchenmeiſterei): „kuchmisterskaja“ u. ſ. w.

Daß dieſe Beiſpiele eben nur Beiſpiele ſind, daß ſie nur erläutern ſollen und nicht erſchöpfen wollen, verſteht ſich von ſelbſt. Jeder Prager kann täglich und ſtündlich ähnliche Erfahrungen machen; man braucht auch nur die čechiſchen Witzblätter durchzuſehen, um ſich zu überzeugen, daß die čechiſche volksthümliche Schreibweiſe der deutſchen Wörter nicht entrathen kann. Dennoch ſoll nicht geleugnet werden, daß auch ſchon unter den niederen Volksclaſſen das Beſtreben platzgreift, ſich rein auszudrücken. Das Volk iſt ſtolz auf ſich, ſtolz auf ſeine Sprache geworden. Das ſubjective Recht hiezu wird ihm Niemand beſtreiten.

XIX.

Wer kann deutſch?

Nachdem die Debatte über die deutſche Staatsſprache im öſterreichiſchen Abgeordnetenhauſe zur Befriedigung jener „Bürger von Kolin" beendigt iſt, welche in dieſer Debatte lediglich eine Verſchwendung an Zeit und Steuergeld erblickt haben, kann ich nicht umhin, meine Anſicht dahin abzugeben, daß unſere Abgeordneten die Sache nicht richtig angefaßt haben. Sie haben nämlich die Erklärung der deutſchen Sprache zur Staatsſprache verlangt und erhielten darauf zur Antwort, daß dieſe Erklärung überflüſſig ſei, da das Deutſche wirklich die Staatsſprache bilde. Obzwar nun dieſes freundliche Zugeſtändniß nicht die gewünſchte Minorität fand, ſo hat der Sprechkampf doch zu keinem Ergebniß geführt, abgeſehen höchſtens von der Beförderung des Herrn Dr. Grégr vom jungčechiſchen Volksmann zum öſterreichiſchen Staatsmann. Vielleicht wäre ein greifbares Ergebniß zu Tage gefördert worden, wenn Graf Wurmbrand den Antrag geſtellt hätte, es ſei die Antwort auf die Frage: „Wer kann deutſch?" geſetzlich feſtzuſtellen, und dieſer geſetzliche Maßſtab wäre dann an die Sprachkenntniſſe jener Beamten u. ſ. w. anzulegen, von denen unabläſſig behauptet wird, daß ſie des Deutſchen mächtig, ſomit zur

Anſtellung in rein deutſchen Bezirken beſonders geeignet ſeien. Denn ſchließlich iſt die Frage: „Wer kann deutſch?“ bei uns doch die eigentliche Sprachenfrage; und ſelbſt wenn das Deutſche zur Staatsſprache erklärt worden wäre, ſo hätten doch z. B. jene Uebelſtände, welche der Oberlandesgerichtspräſident von Böhmen in einem Erlaß rügte (ein Erlaß, welcher, wie der Juſtizminiſter hervorhob, der Unparteilichkeit wegen nicht an eine beſtimmte Nationalität gerichtet, thatſächlich aber durch die groben Verſtöße gegen die deutſche Sprache in Urtheilen und Erkenntniſſen, die von čechiſchen Beamten verfaßt worden, hervorgerufen war), noch immer keine Abhilfe gefunden.

Wer kann deutſch? Die Frage iſt nicht ſo leicht zu beantworten. Jedes čechiſche Dienſtmädchen erklärt deutſch zu können, weil es die Worte: „Knädige Frau“ hervorzubringen im Stande iſt. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die deutſchen Familien in Prag von ihrem Geſinde jetzt ſtrenger als je die Kenntniß der deutſchen Sprache verlangen. Da jedoch das Dienſtmädchen bei den Aufnahmsverhandlungen ſich darauf beſchränkt, mit einem „Ja, ich pitte“ alle Fragen zu beantworten, mit einem „Kiſtihant“ einzutreten und zu gehen, ſo merkt die hintergangene Familie erſt zu ſpät an dem Kauderčechiſch der Neuaufgenommenen, was dieſe eigentlich unter „deutſch“ verſteht. Und gerade ſo iſt es mit den Beamten.

Der čechiſche Student, der aus einer čechiſchen Gegend kommt, an einem čechiſchen Gymnaſium ſtudirt hat, aus den „Národni Listy“ die Verachtung der deutſchen Sprache lernt, und der endlich die Geſetze nicht im

deutſchen Urtext, ſondern in der čechiſchen Ueberſetzung einpaukt, der kann, ſobald er in die Beamtenlaufbahn eintritt, unerwarteter Weiſe plötzlich deutſch, er weiß ſelbſt nicht wieſo. Kommt ein čechiſcher Candidat vor die Staatsprüfungscommiſſion, ſo ſind die deutſchen Prüfungscommiſſäre oft gar nicht in der Lage, ſich ein Urtheil darüber zu bilden, ob der Candidat etwas weiß; denn in den Gegenſtänden, in denen er deutſch geprüft wird, giebt er entweder gar keine oder eine ſprachlich ſo verworrene Antwort, daß man nicht weiß, ob die Verworrenheit der Unkenntniß der Sache oder der Unkenntniß der Sprache zuzuſchreiben iſt. In ſolchen Fällen ſind dann die Prüfungscommiſſäre faſt ausnahmslos vor die Nothwendigkeit geſtellt, die Unkenntniß der Sprache anzunehmen; aber keiner von ihnen hat den Muth, dem Candidaten wegen Unkenntniß der Sprache ſeine Stimme zu verweigern.

Daraus entſteht gar mancher heitere und mancher verdießliche Zwiſchenfall beiſpielsweiſe in der Rechtsſprechung. Es giebt Richter, welche wohl ſo viel Deutſch verſtehen, um die gewöhnlichen Fälle und Klagen gehörig zu erledigen; aber wenn ein Anwalt einmal in der Lage iſt, ſein Recht in einer ſchwierigen Erörterung darzulegen, ſo iſt es dem Richter, wenn er nicht ein Deutſcher von Geburt, entſchieden unmöglich, in alle ſprachlichen Feinheiten der Satzſchrift einzudringen. Dann muß das Oberlandesgericht verbeſſernd eintreten, und gewiß war es auch die Häufung ſolcher Fälle — jeder Anwalt kann ein Dutzend aufweiſen — welche den bezogenen Erlaß des Oberlandesgerichtspräſidenten zur Folge hatten.

Noch bedenklicher gestaltet sich die Frage bezüglich der Anstellung der Staatsanwälte; sogar in rein deutschen Kreisgerichtsstädten wurden Čechen als Staatsanwälte bestellt. In den Händen dieser liegt das Schicksal der deutschen Presse; aber ist es einem čechischen Staatsanwalt möglich, dem deutschen Journalisten in alle Feinheiten einer vorsichtigen Sprache zu folgen und gleich dem Journalisten die Grenze zwischen Erlaubtem und Strafbarem sicher im Auge zu behalten?

Auf das verderbte Deutsch, das die Prager sprechen, haben wir schon hingewiesen. Auch auf die Einbildung, in welcher die lieben Prager bezüglich ihres Deutsch leben. Man braucht nur eine Stichprobe auf dieses Deutsch zu machen, um die Eingebildeten eines Besseren zu belehren. Prüfen wir z. B. den Gebrauch der Vorwörter. „Gegen dem", diese Blüthe der Amtssprache, haben wir schon vorgezeigt. Es ist wahrscheinlich nach „wegen dem" gebildet; wenn Einer einmal wegen mit dem Wessenfall verbindet, so ist seine Sprache schon „affectirt". Wie viel Prager wissen, daß „ohne" nach den gegenwärtig geltenden Sprachgesetzen den vierten Fall verlangt? Gelernt haben sie's richtig, wissen's vielleicht auch noch, aber Alle sagen: „ohne dem". — „Ich bin am Belvedere gewesen," sagt der Prager; und damit man ja nicht glaubt, daß er den Fluß entlang am Belvedere gegangen ist, sagt er ausdrücklich: „Ich bin am Belvedere oben gewesen," statt: auf dem Belvedere; ein Fehler, den übrigens alle Oesterreicher machen. „Ich geh' zu Hause," sagt der Prager, da ist er aber noch lange nicht zu Hause, sondern muß thatsächlich erst nach Hause gehen, bevor er

zu Hauſe gehen, d. h. einen Hausſpaziergang unternehmen kann. „Er iſt Lieutenant bei die Jäger," lautet eine Auskunft, die man oft genug erhält.

Giebt es nun Leute, welche ihre Sprache vor ſo groben Fehlern bewahren, ſo meinen ſie ſchon Wunder was; kommt ihnen aber eine ungewöhnliche Fügung überquer, ſo ſind ſie gleich bereit, dieſelbe zu verdammen und für nicht deutſch zu erklären — weil ſie ſelbſt eben nicht deutſch können. (Hier ſei eingeſchaltet, daß viele Leute nicht zu unterſcheiden wiſſen zwiſchen „etwas kennen" und „etwas können"; ſie helfen ſich daher gewöhnlich mit der Nennform und überlaſſen es dem Hörer zu entſcheiden, ob ſie „können" oder „kennen" geſagt haben; ſollen ſie aber geradeaus das Bekenntniß ihres deutſchen Könnens ablegen, ſo ſind ſie in ſchweren Zweifeln, ob ſie ſagen ſollen: „ich kann deutſch" oder „ich kenne deutſch".) „Ich hab' es ſagen hören," „ich hab' ihn kennen lernen" und ähnliche Fügungen mit den Zeitwörtern: helfen, laſſen, können, dürfen, heißen, machen, mögen, müſſen, ſehen, ſollen u. ſ. w. — darüber ziehen die Herren ihre Brauen zuſammen. Sie möchten wetten, man müſſe richtig ſagen: „ich hab' es ſagen gehört," „ich hab' ihn kennen gelernt," weil „ſagen hören", „kennen lernen" ihnen eine Sprachwidrigkeit ſcheint. „Er hat es nicht Wort haben wollen" — das verſtehen ſie nicht einmal, und ſo giebt es noch eine Menge von Fügungen, welche man unbedingt kennen muß, wenn man behauptet, deutſch zu können.

Man glaube nun nicht, daß ich in der Beantwortung der Frage: „Wer kann deutſch?" allzu weite Folgerungen ziehen will. Auf unſere örtlichen Verhältniſſe angewendet,

muß ich die Frage ſo beantworten, wie etwa Lienbacher den Begriff der Staatsſprache erklärt hat. Ich meine alſo, daß für die Beurtheilung eines Beamten, der berufen ſein ſoll, deutſch Amtes zu handeln, die Beſtimmung aufgeſtellt werden muß: „Deutſch kann Derjenige, der ſo deutſch kann, wie ein Deutſcher.“ Bleibt nur noch die Frage übrig: „Wie kann ein Deutſcher deutſch?“ — „Der Deutſche iſt gelehrt, wenn er ſein Deutſch verſteht,“ dieſen Ausſpruch Goethe's haben wir ſchon in einem vorhergehenden Capitel angeführt, und in der That, je mehr man ſich mit ſeiner Sprache zu befaſſen ſucht, deſto ſicherer kommt man dahinter, daß der Fleiß und die Arbeit eines Lebens nicht hinreichen, um die Sprache auszumeſſen. Man hat ausgerechnet, daß Grimm's Wörterbuch der deutſchen Sprache, wenn dasſelbe vollendet ſein wird, und zwar im gleichen Verhältniß zum Umfange der bisher erſchienenen Bände, nicht weniger als eine halbe Million Wörter enthalten wird. Dabei iſt zu erwägen, daß dieſes Wörterbuch nur die Wörter der neuhochdeutſchen Schriftſprache enthält, und weder auf die Dichter des Mittelalters zurückgeht, noch in die einzelnen, manchmal unglaublich reichen Mundarten der deutſchen Sprache übergreift. Dabei iſt ferner zu bedenken, daß die einzig daſtehende Fähigkeit der deutſchen Sprache für Neubildungen durch Zuſammenſetzung der Wörter immerwährend ausgenützt wird und daher naturgemäß das Wörterbuch hinter der Sprache zurückbleibt; endlich daß Grimm's Wörterbuch trotz des Rieſenfleißes und der großen Gelehrſamkeit, welche darauf gewendet werden, nicht einmal vollſtändig iſt; wenigſtens hat Sanders ſchon an dem erſten Bande

von Grimm nachgewieſen, daß demſelben mehrere hundert Wörter fehlen. Bleiben wir trotzdem bei der oben genannten Zahl von blos einer halben Million Wörter — die deutſche Sprache iſt ſo reich, daß es ihr auf ein paar Tauſend mehr oder weniger nicht ankommt — und rechnen wir noch die von uns Deutſchen gebrauchten Fremdwörter hinzu — Heyſe's Fremdwörterbuch enthält deren 90,000, während das von Sanders nicht weniger als 200,000 enthalten ſoll — ſo ergiebt ſich, daß kein einziger Menſch deutſch kann, wenn die Frage: „Wer kann deutſch?" mit der Forderung beantwortet werden ſollte: „Derjenige, der den ganzen deutſchen Sprachſchatz inne hat."

Will man überhaupt die Größe des Sprachbeſitzes des Einzelnen als Maßſtab gelten laſſen, ſo gelangt man zur Einſicht, daß der Sprachbeſitz des Einzelnen im Verhältniß zum Sprachbeſitz des Volkes geradezu verſchwindet. Man nimmt an, daß ungebildete Leute auf dem Lande mit ungefähr 300—500 Wörtern auskommen; alle ihre Bedürfniſſe, ihr ganzes Leben ſprechen ſich in dieſer geringen Zahl aus. Man hat ferner ausgerechnet, daß Shakeſpeare, dem auch bezüglich des Wortreichthums kein Dichter gleichkommt, in ſeinen Werken 15,000 Wörter verwendet. Nehmen wir nun an (um bei einem deutſchen Beiſpiel zu bleiben), daß Goethe über einen gleich großen Sprachſchatz verfügt hat, ſo ergiebt ſich, daß man der größte Dichter ſein kann und doch nur etwa den fünfzigſten Theil des Sprachſchatzes ſeines Volkes inne zu haben braucht.

Das Ausmaß des Sprachbeſitzes läßt ſich demnach in zweierlei Richtung ſo weit feſtſetzen, daß man ſagen kann:

Zum Sprechen braucht man ſo viel Wörter, als man im Verkehr mit den Gebildeten des Volkes anwenden muß, um über alles das ſich verſtändlich zu machen, was in das Gebiet der allgemeinen Bildung gehört. Das iſt eigentlich recht wenig verlangt. Denn in dieſes Ausmaß iſt die Sprache des Volks nicht einbezogen. Wie viel Gebildete giebt es z. B., welche die Werkzeuge der Handwerker alle bei ihren deutſchen Bezeichnungen zu nennen wiſſen? Wie viele giebt es, die, um ein eng abgegrenztes Beiſpiel zu wählen, alle Theile eines Wagens, ja auch nur eines Rades zu bezeichnen vermöchten? Und wäre es nicht wünſchenswerth, das zu können? Freilich iſt dies nicht blos eine Frage des Sprach-, ſondern auch des Anſchauungsunterrichts. Daß aber das angenommene Ausmaß des Sprachbeſitzes auch wieder recht weit gefaßt iſt, wird ſofort aus einem anderen Beiſpiel hervorgehen. Es iſt nun einmal heute ſo die Anſicht, daß man vom Handwerk nichts, viel aber von der Kunſt verſtehen müſſe, um zu den allgemein gebildeten Menſchen zu zählen. Wer ſagt mir, was eine Faſe oder Schmiege, ein Abhängling, eine Gehrung, Auslucht, Beiſchlag, Walm, Dielenkopf iſt? Wer führt mir die kunſtgeſchichtliche Bedeutung von Wörtern wie: Flucht, Abſchnitt, Findling, Klaue, Schnauze u. ſ. w. an?

Das Ausmaß des Sprechens allein genügt aber nicht. Man macht ſich leichter verſtändlich, als daß man verſteht. Zur Bildung, alſo zur genügenden Kenntniß einer Sprache gehört, daß man die beſten Dichter und Schriftſteller der betreffenden Sprache verſteht. Wer z. B. die Dichtungen Schiller's und Goethe's nicht verſteht (natürlich mit Aus-

nahme jener Stellen, deren Verſtändniß durch die bloße Sprachkenntniß überhaupt nicht erreichbar iſt) der kann einfach nicht deutſch. Wir haben mit den Achſeln gezuckt, als wir vor Kurzem hörten, in Frankreich ſei eine Ausgabe von Goethe's „Fauſt" erſchienen, welche für den deutſchen Sprachunterricht an franzöſiſchen Mittelſchulen beſtimmt iſt. Wir meinen, der „Fauſt" ſei für die Franzoſen zu ſchwer. Aber offenbar haben ſie eingeſehen, daß ſie nicht deutſch können, wenn ſie den „Fauſt" nicht verſtehen, und ſo gehen ſie denn — da ſie glücklich zu der Einſicht gelangt ſind, welche den „Národní Listy" noch fehlt, nämlich: daß die Kenntniß des Deutſchen ſelbſt für die Franzoſen, die doch im glücklichen Beſitze einer Weltſprache ſind, unumgänglich iſt — an die ſchwierige Aufgabe. Wäre es alſo ein Unrecht oder auch nur eine Unbilligkeit, zu verlangen, daß jene Čechen, welche in deutſchen Bezirken ein Amt anſtreben, ſich wenigſtens mit dem Verſtändniß von Schiller und Goethe auszuweiſen hätten? Ich glaube, es wäre ihr Schade nicht.

XX.

Zeitungsdeutsch.

In einer der mannigfachen Zuschriften, mit denen ich während des Erscheinens dieser Plaudereien im Feuilleton der „Bohemia" beehrt wurde, wird darauf hingewiesen, daß es löblich sei, für die Reinigung und Reinhaltung der Sprache zu arbeiten, daß aber gleich der Titel dieser Aufsätze den angedeuteten Bestrebungen widerspreche. Ganz abgesehen davon, daß es schwer halten würde, ein deutsches Wort zu finden, welches so umfassend ist, wie „Linguistisch", und welches das Einbeziehen so verschiedenster Fragen in den Rahmen „linguistischer Plaudereien" gestattete — das fremde Wort ist einfach auf Rechnung des Journalisten — Pardon! Verzeihung! — des Zeitungsschreibers in mir zu setzen. Es ist wahr, wenn irgend Jemand die Sprache verwelscht, ist es der Zeitungsschreiber. Ob er der „factiösen Opposition" angehört oder der „autonomistisch-clericalfeudalen Majorität", oder ob er „officiös" oder „liberal" ist, er drückt sich nur in Fremdwörtern richtig aus. Statt Verbesserung sagt er Reform, statt Lebensbedingungen — vitale Interessen, statt Menschlichkeit — Humanität, statt Thathandlung — Action, statt Zwiespalt — Conflict, — doch wo fängt

man da mit Beiſpielen an, wo hört man auf? Den Leitartikel bezeichnet er vornehm mit „Leader", für „Feuilleton" und „Entrefilet" hat er gar keine deutſche Bezeichnung, „Correſpondenzen" und „Telegramme" kommen ſelbſtverſtändlich aus dem Auslande, ob ſie nun „privat" oder „ſpeciale" ſind oder von dem „Correſpondenzbureau" herrühren. Von den verſchiedenen „Chroniken" bis zu den „Inſeraten" oder „Annoncen" (der „Kleine Anzeiger" macht eine rühmliche Ausnahme) — iſt Alles, Alles fremd.

Der vornehmſte Grund für dieſe Verwelſchung liegt zunächſt darin, daß unſer Zeitungsweſen in Form und Inhalt von England und insbeſondere von Frankreich beeinflußt wird. Sodann in der Sprache der Diplomatie und Politik, die noch immer franzöſiſch iſt und deren Wiedergabe den Hauptinhalt der Zeitungen bildet. Die diplomatiſche Sprache iſt ja ſprüchwörtlich geworden; ſie drückt Alles fein und vorſichtig, aber auch zugleich genau aus, und da iſt es denn nothwendig, ihre Ausdrücke und Wendungen in die Zeitung hinüberzunehmen. Freilich wäre es wünſchenswerth, daß ſich die Zeitungsſchreiber — die Journaliſten hören ſich nicht gern ſo nennen — bemühten, die diplomatiſche Sprache zu verdeutſchen. Haben ſich die Deutſchen den Völkern Europas durch Thaten verſtändlich gemacht, ſo ſollte es ihnen doch, meine ich, nicht allzuſchwer fallen, auch ihren Worten Verſtändniß und Geltung zu verſchaffen. Man müßte ſich allerdings Zeit dazu nehmen, und die gerade mangelt den Journaliſten; ſo mögen die Botſchafter und Geſandten anfangen. Ihr Perſonal iſt ja groß genug, und Manchem, der im

Budget einen weit höheren Posten einnimmt, als an dem Hofe, wo er beglaubigt ist, würden wir dann verzeihen, wenn wir nur wüßten, was er thut.

Auch im inneren Staatsleben wimmelt es von fremden Bezeichnungen, die wir gleichfalls aus dem Wörterbuch fremdländischer Verfassungen überkommen haben. Wir haben da z. B. „Minister", welche längst hätten abgeschafft werden sollen, für die ich aber das rechte Wort noch nicht gefunden habe; ich bitte daher alle deutschen Stammesgenossen, mich in meiner Suche danach zu unterstützen. Den Finanzminister sollte man Geldminister nennen, wenn es auch nur ein trauriger Witz wäre; der Justizminister könnte ähnlich Rechtsminister, und der Cultusminister Verehrungsminister heißen, wobei man ja zugleich an die Verehrung denken kann, welcher sich der gegenwärtige Träger dieses Titels bei den Freunden der Schulnovelle erfreut. So geht es durch alle Aemter, vom Cassationshof bis zum Bagatellgericht, vom Finanzlandesdirectionsvicepräsidenten bis zum Revisor und Controlor, von den Conceptsbeamten bis zu den Manipulationsbeamten. Hier kann die Zeitung natürlich eine Aenderung nicht vornehmen, man würde sie einfach nicht verstehen.

Ein anderes großes Gebiet, aus welchem die Zeitung ihre Mittheilungen schöpft, ist das der Wissenschaften. Die Deutschen sind darin wahrlich weit genug gekommen, und z. B. der letzte „internationale Aerzte-Congreß" in London hat ihnen sehr rühmliche Anerkennung von Seiten fremder Gelehrten eingebracht. Aber es ist ihnen immer nur um das Wesen, nicht auch zugleich um die Form zu thun. Der Franzose hat es leicht, lateinische Ausdrücke

in ſeine Sprache aufzunehmen; ſie ſind ſeiner Sprache verwandt und laſſen ſich ohne Mühe verähnlichen und verſchmelzen. Aus Rückſicht für die Allgemein-Verſtändlichkeit wählt auch der Deutſche keine anderen als lateiniſche und griechiſche Bezeichnungen. Warum? Iſt ſeine wiſſenſchaftliche Leiſtung wichtig und von Belang, ſo wird der fremde Gelehrte ſchon Mittel und Wege wiſſen, ſich dieſelbe anzueignen. Für den Unterricht, für die Volksthümlichkeit der Wiſſenſchaft iſt es aber durchaus nöthig, daß ihre Ausdrücke verſtändlich, daß ſie überhaupt deutſch werden. Volksthümlichkeit der Wiſſenſchaft! wird der Gelehrte naſerümpfend ausrufen. Vor ihm haben das Andere in ihrer Studirſtube auch gethan. Aber es iſt ja keine Frage, daß ſich der Kreis des Wiſſenswerthen, ja Wiſſensnöthigen immer mehr und mehr erweitert und daß die Ergebniſſe aller Forſchung Gemeingut des Volkes werden müſſen, wenn die Forſchung nicht todt ſein will. Man ſehe einmal die Čechen an! Sie haben endlich eine čechiſche mediciniſche Facultät — zu deutſch: die Gelegenheit, ſich zu čechiſchen Aerzten auszubilden. Noch müſſen ſie ſich zum großen Theil der deutſchen, richtiger: fremden wiſſenſchaftlichen Ausdrücke bedienen. Aber ſie arbeiten unausgeſetzt daran, alle Bezeichnungen nur aus ihrer Sprache zu nehmen — und wie große Schwierigkeiten ihnen das jetzt noch macht — denn ein Arzt muß ja nicht zugleich Sprachgelehrter ſein — und wie umfangreich dieſe Arbeit auch iſt, es werden nicht viel Jahre vergehen, und die Čechiſirung aller nöthigen Bezeichnungen wird vollzogen ſein. Freilich, wir ſagten ſchon oben: es iſt nur die Form und nicht das Weſen; aber dieſe Form iſt nach

einer anderen Richtung hin Weſen, und die Arbeit an der Sprache läuft bei jeder geiſtigen Arbeit wie ſelbſtverſtändlich mit.

So iſt es denn für den Zeitungsſchreiber ſchwer, Ausdrücke anders zu gebrauchen, als ſie ihm der Beruf vorſchreibt. Und dazu kommt noch Eines. Der Journaliſt ſchreibt für den Tag, für die Stunde. Er hat kaum Zeit, zu überleſen, was er er geſchrieben, er kann nicht feilen, wie der Schriftſteller, der, wenn auch nicht neun Jahre, ſo doch oft und lange genug ſein Werk durchſehen kann, bis er es von allen äußeren Fehlern befreit. Und welche Gewandtheit gehört erſt überhaupt dazu, einen Bericht, einen Artikel in der Form niederzuſchreiben, daß das Geſchriebene druckfähig iſt, ob auch der eine und andere der beſonderen journaliſtiſchen Fehler darin vorkommt! Mancher Profeſſor, der ein dickleibiges Handbuch geſchrieben hat, ſitzt oft ſtundenlang über einer kleinen Notiz, wenn er einmal in die Lage kommt, eine ſolche abfaſſen zu müſſen; und dann wird dieſelbe erſt noch von dem Redacteur druckfähig gemacht, während der Reporter im Stande iſt, in derſelben Zeit eine ganze Zeitungsſpalte niederzuſchreiben.

Auf Eins und das Andere möchte ich indeſſen trotzdem hinweiſen. Es gehört zu den journaliſtiſchen Unarten, die Vornamen nicht zu verdeutſchen. So wird von König Alfonſo geſprochen, da er doch Alfons heißt; der Präſident der franzöſiſchen Republik heißt Julius Grevy, wird aber nie anders als Jules Grevy genannt. Koloman heißt Karlman, und doch verfällt Niemand darauf, den deutſchen Vornamen anzuwenden. Warum? Wenn Kolar

in ſeiner čechiſchen Ueberſetzung des Goethe'ſchen „Fauſt“ (man hat mir alles Ernſtes verſichert, daß ſie beſſer ſei, als das Original, was ich, wie bedauerlich es auch ſei, nicht beſtätigen kann) den „Heinrich“ in einen „Hynek“ umwandelt, und das verzweifelnde Gretchen beziehungsweiſe die „Markéta“ zum Schluß: „Hynku! Hynku!“ rufen läßt, ſo mag das dem Deutſchen komiſch klingen (gar wenn er weiß, daß Hynek Ignaz heißt), aber der Deutſche würde es mit dem Čechen lächerlich finden müſſen, wenn das čechiſche Gretchen: „Heinrich! Heinrich!“ ausriefe. Einen Vornamen in fremder Form zu gebrauchen, iſt noch überflüſſiger, als ein ſonſtiges Fremdwort, weil letzteres eine Nebenbedeutung haben kann, was bei einem Vornamen nicht vorauszuſetzen iſt.

Eine üble Gewohnheit iſt die Umſchreibung von Zeitwörtern durch ein mit einem Hauptwort verbundenes Zeitwort, z. B.: „in Erwägung ziehen“ ſtatt „erwägen“, „in Rechnung bringen“ ſtatt „ein“- beziehungsweiſe „aufrechnen“, „in Wegfall kommen“ ſtatt „wegfallen“, „in Verluſt gerathen“ ſtatt „verloren“.

Ein weiterer Fehler iſt — ich folge hier einem in Herrig's Archiv veröffentlichten Vortrag von A. Lübben — der häufig falſche Gebrauch der Mittelwörter als Eigenſchaftswörter, welcher allerdings nicht in den Zeitungen allein zu finden iſt. Zum Theil hat ſich dieſer Gebrauch ſo eingebürgert, iſt auch in manchen Mundarten ſo regelmäßig wiederzufinden, daß er nicht gut verbannt werden kann; z. B. „ſitzende Lebensweiſe“, „fahrende Habe“. Schiller ſagt: „ſchwindelnde Höh'“, während doch die Höhe nicht ſchwindelt, ſondern ſchwindeln macht; Goethe

ſpricht von einer „vorhabenden Reiſe"; Spielhagen läßt ſeine Diener gewöhnlich eine „wohlſchafende Nacht" wünſchen. Seume's „übertünchte Höflichkeit" gehört wohl nicht unter dieſe Beiſpiele, weil Seume das „übertünchte" in der Bedeutung von „aufgetünchte" gebraucht hat, und in dieſem Falle gegen die Fügung nichts einzuwenden iſt. Die „reitende Batterie", die „fallende Sucht", die „melkende Kuh", die „ſtillſchweigende Bedingung" werden nicht mehr angezweifelt. Nach ſolchen Muſtern wird man gewiß Bedenken tragen, dieſe verkürzte Redeweiſe ganz zu verwerfen, aber man wird ſich ihrer doch nur ſelten bedienen. In keinem Falle aber kann man eine ſolche Zuſammenziehung gebrauchen, wenn das als Eigenſchaftswort gebrauchte Mittelwort der Vergangenheit mit einem Object verbunden iſt; alſo: „die mich ſeit Jahren gepeinigten Hämorrhoidalbeſchwerden" (was ich nur beiſpielshalber zu nehmen bitte) oder: „das ihn betroffene Unglück". oder: „die ſich ſelbſt auferlegte Zurückhaltung", wie Julius Wolff im „Sülfmeiſter" ſchreibt.

Mit Vorliebe wird auch ein Beiwort, welches zufällig der Form nach für ein Eigenſchaftswort genommen werden könnte, als ſolches gebraucht. Man ſagt: „die zwangsweiſe Abſchiebung" — was entſchieden falſch und unmöglich iſt. Man ſpricht ferner von „ſtädtiſchen Rechnungen", als ob ſie im Gegenſatz zu ländlichen ſtünden; man muß einfach „Stadtrechnungen" ſagen. Man ſpricht mit Recht von „königlicher Pracht", aber es iſt falſch, das Theater auch königlich zu nennen (ſofern darin nicht königlich geſpielt wird und man ſich nicht königlich unterhält); man muß einfach „Königstheater" ſagen, wie wir

ja unſer deutſches Theater in Prag als „Landestheater" bezeichnen, und keineswegs als „ländliches", was ſonſt als eine kritiſche Aeußerung anzuſehen wäre. Anſtatt der falſchen Anwendung der Eigenſchaftswörter gewöhne man ſich entweder ein zuſammengeſetztes Wort oder den Weſſenfall zu gebrauchen.

Am Schluſſe dieſes unvollſtändigen Verzeichniſſes (über das Zeitungsdeutſch iſt erſt neulich ein ganzes Buch erſchienen, das mir leider nicht vorlag) ſei einer ganz eigenen journaliſtiſchen Unart im Satzbau gedacht, der wir auf Schritt und Tritt in allen Zeitungen begegnen. Neulich war zu leſen: „Es wird berichtet, Tisza werde nach Wien reiſen und werde dieſer Reiſe große Bedeutung —" nun ſage mir der Leſer, was er hier erwartet? Offenbar das Wort: „beilegen". Einen anderen Schluß läßt dieſe Satzfügung nicht zu. Thatſächlich aber folgte: „beigelegt". Oder es heißt, wie neulich ein Provinzblatt an einem treffenden Beiſpiel gerügt hat: „Der Ball war ſehr beſucht und wurde Terpſichoren bis in die Morgenſtunde gehuldigt." Alſo der Ball wurde der Terpſichore gehuldigt! Hier wird immer entweder ein „es" vor dem Zeitwort ungerechtfertigt ausgelaſſen, oder das Subject des Satzes wird dem Zeitwort nachgeſtellt und von demſelben ſo weit als möglich entfernt. Dieſes „und" hat aber ſeine ſchwere Bedeutung und Nachdrücklichkeit längſt eingebüßt und iſt noch ſchwächer als „aber", „oder", „denn" u. ſ. w. Doch dieſer ſchauderhafte Fehler ſcheint unausrottbar zu ſein — „und wird denſelben ſo mancher Zeitungsſchreiber noch oft begehen."

XXI.

Der Muth zum Reden.

Zum Sprechen gehört, wie wir nunmehr an den mannigfachſten Beiſpielen dargethan haben, ſehr viel; noch mehr aber gehört zum Reden. Jeder Gedankenausdruck iſt eine zuſammengeſetzte Thätigkeit, wie ſchon die Bezeichnung lehrt. Man muß erſt einen Gedanken haben (gleichviel, ob er gehörig durchdacht iſt oder nicht) und dann muß man einen Ausdruck dafür gewinnen. Die natürlichſte und einfachſte Art des Ausdrucks iſt die Sprache — aber wie lange dauert das, bis wir dieſe Art als natürlich und einfach anerkennen, und wie lange, bis wir uns entſchließen, dieſe Ausdrucksart zu gebrauchen! Denn, um kurz zu ſagen, was wir meinen: zum Sprechen gehört eine gewiſſe mechaniſche Fertigkeit, zum Reden aber gehört Muth. Die erſtere eignet man ſich verhältnißmäßig leicht an, den letzteren lernt man oft ſein ganzes Leben nicht, und oft wieder erlangt man ihn in einem einzigen Augenblick. Sprechen heißt: ſeinen Gedanken Worte verleihen; Reden heißt: zu Jemanden ſprechen. Das Sprechen iſt bedeutſam für mich, weil es mir ſelbſt zur

Klarheit meiner Gedanken verhilft, das Reden ist zunächst bedeutsam für den Zweiten, dem ich meine Gedanken mittheile.

Man kann an jedem Kinde beobachten, wie der Muth zum Reden gelernt sein will. Schon während das Kind sprechen lernt, muß es seine Schüchternheit und Furcht überwinden. Es hat in seinem noch ungegliederten Geplauder einen Laut gefunden, der wie „Papa" klingt. Nun kommt eilends der Papa und will das noch einmal hören. Er spricht dem Kinde das Wort vor, aber es starrt ihn fremd an, obzwar es sonst schon Zeichen des Erkennens gegeben hat, und wendet sich dann weinend um, die leichten Thränen in die Schulter der — Wärterin zu verweinen. Die Wärterin oder das Kindsmädchen, oder wie es heißt, ist seine erste Vertraute. Vorläufig spricht es nur zu ihr, und erst nach langer Arbeit gewinnt es den Muth, seine Fähigkeit zu gebrauchen. Aber es trete ein Fremder in's Zimmer und die glücklichen Eltern versuchen, die Sprachkünste des Kindes springen zu lassen — ja! wenn nur das Kind den Muth hätte, zu einem Fremden zu sprechen! Aber es schweigt, und da hilft kein Zureden, das Kind wagt kein Wort Es muß erst lernen, daß seine Stube nicht die Welt ist, in der es in alle Zukunft so weiter leben wird. — Am gesprächigsten ist das Kind für sich allein. Das kleine Mädchen, das die Puppe in den Armen hält, ermüdet gar nicht, ihr zuzureden, und redet sich oft außer Athem. Der Puppe gegenüber hat das Kind Muth. Es fühlt die Willenlosigkeit des ausgestopften Wesens, es fühlt seine Ueberlegenheit, und es hat den Muth zum Reden. Ebenso der Knabe,

der ſeine Sandhaufen eintheilt, ſeine Bilderbücher durchblättert. Aber blickt einmal das Kind von ſeinem Spiele auf und ſieht ſich beobachtet, ſo verſtummt es ſofort, wird ſchüchtern und verlegen.

Nun kommt die Oeffentlichkeit des Kindes: die Schule. Hier gibt es täglich Muthproben, aber ſelten fallen ſie glücklich aus. Mit dem Nachbar oder der Nachbarin befreundet ſich das Kind bald; dann wird „geſchwätzt". Nun ruft der Lehrer, und das Kind verſtummt. Es kann vielleicht ſeine Aufgabe ſehr gut, aber es gehört ein geduldiger Lehrer dazu und ein freundlicher, um das Kind aufzumuntern. Ich glaube, die Lehrer ſollten ſich immer erſt fragen, ob mangelnder Muth oder mangelnde Kenntniß aus dem Kinde ihnen entgegenſchweigt; manches Kind wird durch eine falſche Vorausſetzung des Lehrers noch mehr eingeſchüchtert und in ſeinem ganzen Weſen für die Zukunft beſtimmt. Hat das Kind ſich endlich mit dem Lehrer vertraut gemacht, ſo muß es den Muth lernen, zur ganzen Claſſe zu ſprechen: es muß declamiren. Da ſieht es hundert Augen auf ſich gerichtet, und ſtockt bald; aber ſchließlich ſind es nicht ſeine eigenen Worte, die es zu ſprechen hat, ein Anderer, der Dichter, ſpricht ihm ja gewiſſermaßen vor, und ſo geht es allenfalls noch. Die letzte Stufe in der Erlernung des Muthes zum Reden wird in den Mittelſchulen noch vielfach außer Acht gelaſſen. Den Schüler hervorzurufen — die Schülerin braucht nach den bisherigen Anſchauungen nicht öffentlich zu reden — ihm einen Gegenſtand zu geben, den er vor dem Lehrer und der ganzen Claſſe redneriſch behandeln ſoll, das gehört zu den Seltenheiten, zu den Verſuchen,

die der Lehrer bald fallen läßt, weil ſie in der Regel im Anfang mißglücken. Aber er verſuche es öfter, er laſſe ſich durch die erſten Mißerfolge nicht abſchrecken, er laſſe die Schüler erſt das Stottern und Stammeln überwinden, und er wird ſich den Dank aller ſeiner Schüler erwerben.

Denn wie oft gibt es im Leben Anläſſe, wo man aufſtehen ſoll und zu einer Anzahl von Leuten reden, die man überreden möchte — ſei es auch nur, mit dem Redner „das Glas zu erheben und mit donnerndem Hoch den Hausherrn leben zu laſſen!“ Aber da hat man ſich von ſeinem Sitz erhoben, da ſteht man und klammert ſich an ſein eigenes Glas — ein Glück, wenn es ein ſolides Bierglas iſt — und hat nicht den Muth, auf das „Meine Damen und Herren!“ etwas anderes folgen zu laſſen, als eine Wiederholung der Anrede in veränderter Reihenfolge, worauf man, um es kurz zu machen, den Namen des gefeierten Jubilars ausſtößt und ſich dann verſtohlen die Schweißtropfen abtrocknet. Ja, es iſt entſetzlich, wenn ſo viele Leute von Einem etwas erwarten und man ſich fragt: Biſt du denn auch berechtigt, zu ihnen zu ſprechen? Man wende mir nicht ein: wer etwas zu reden weiß, der findet auch den Muth dazu. Das kommt ſehr ſelten vor.

Aber es kommt vor, das gebe ich zu. Es gibt Leute, die den Muth zum Reden haben, bevor ſie noch wiſſen, was ſie reden ſollen; die ſchon als Kinder Jedermann anſprechen, und die ſich ſpäter zu gewaltigen Toaſtrednern entwickeln. Das ſind Leute, welche die ſogenannte „ſcheußliche Gewandtheit“ beſitzen, und die, weil ſie den Muth haben, gewöhnlich auch ein Wort zu finden wiſſen. Das ſind die „geborenen Redner“, und doch ſind ſie nur Redner zweiten Ranges.

Die großen Redner ſprechen natürlich, und natürlich kann man nur ſprechen, wenn man frei von jeder Befangenheit iſt, wenn man den Muth hat, ſich ſelbſt zu vergeſſen. Manchmal gebiert ein bedeutender Augenblick einen Redner, und ich erinnere hier an die erſte freie Rede, die in Oeſterreich gehalten worden iſt. Für unſeren Gegenſtand iſt es ſehr belangend und förderlich, zu hören, wie Dr. Fiſchhof dazu kam, vor dem Landhauſe in Wien am 13. März 1848 eine Rede zu halten. Das Volk hatte von dieſem Tag etwas zu erwarten und war vor's Landhaus gezogen, in der Abſicht, die ihm genehmen Stände zu begrüßen. Allein die Stände hatten ihre Uniformen zu Hauſe gelaſſen und ſchlichen ſich heimlich in's Landhaus ein. „Die Spannung im Publicum" — ſo erzählt Fiſchhof (nach der Mittheilung Reſchauer's in deſſen Geſchichte der Wiener Revolution) — „hörte daher allmählich auf, die Geduld der Leute ging faſt zu Ende, und es wurde an verſchiedenen Orten bereits darüber gelacht und gewitzelt, daß Niemand ſich rühre und Einer von dem Anderen zu erfahren hoffe, warum wir eigentlich zum Landhauſe gekommen ſeien. Dieſe Selbſtironie Einzelner wirkte ſo anſteckend, daß Manche bereits anfingen, durch laute Späße die Lachluſt ihrer Umgebung zu erregen. Mich verſetzte dieſes Treiben in die lebhafteſte Beſtürzung. Ich dachte bei mir, daß ein Moment, ſo günſtig für das Volk, wie in Oeſterreich noch kein zweiter erſchienen war, nicht ungenützt verſtreichen dürfe. Ich fand es erbärmlich, daß in dieſer ganzen großen Menge nicht ein Mann den Muth und die Kraft habe, ein zündendes Wort in dieſelbe zu ſchleudern, der hohen ge-

ſchichtlichen Bedeutung des Momentes enthuſiaſtiſchen Ausdruck zu geben und dieſe neugierige Maſſe zu einer großen Kundgebung hinzureißen. Biſt du nicht ſelbſt ein ſolcher Erbärmlicher? ſagte ich zu mir. Tief beſchämt faßte ich allſogleich den Entſchluß, zu reden, und um von dieſem Entſchluß nicht wieder zurückweichen zu können, rief ich mit der ganzen Kraft meiner Stimme: ‚Meine Herren!‘ — Ein Redner! hieß es nun, Alles richtete ſeine Blicke auf mich, ich mußte, ob ich nun wollte oder nicht, eine Rede halten.“

Man erſieht aus dieſer Schilderung, welch eine große und gewaltige Empfindung hier nöthig war, um den Muth zum Reden — keineswegs den Muth, ohne polizeiliche Erlaubniß zu reden — zu entfachen; wie der Redner, ſeinem Muth noch nicht vertrauend, ſich lieber erſt noch in eine Zwangslage verſetzte. Die geübteſten Redner, Männer, welche es gewohnt ſind, im Hörſaal oder in der Volksvertretung zu ſprechen, haben jedesmal, und wenn ſie ihres Erfolges auch gewiß ſind, eine Befangenheit zu überwinden. Das Knie zittert noch ein wenig, die Stimme klingt rauh und belegt — man iſt in demſelben Fall wie der Schauſpieler, der jedesmal Lampenfieber hat. Erſt allmählich legt ſich dieſe Befangenheit, die Stimme wird klarer, und der Blick, der anfangs hierhin und dorthin geirrt, wird ruhig und feſt. Dieſe Befangenheit iſt nur aus dem Gefühle der Vereinzelung zu erklären, das man empfindet, wenn man als Redner in einer Verſammlung ſich erhebt — ſelbſt wenn man zu Geſinnungsgenoſſen ſpricht. Man fühlt ſich auf einmal ihnen allen gegenübergeſtellt, Einer gegen Alle, das Einzelweſen gegen die Ge-

ſammtheit. Man muß aus ſich herausgehen, oder richtiger: man muß ſich geben, und wie wird man aufgenommen werden? Iſt man nicht zu unbedeutend? Iſt das bedeutend genug, was man zu ſagen hat? Hat man das Recht, die Aufmerkſamkeit Aller zu fordern? Und davon abgeſehen — welche Unfälle drohen nicht einem Redner!

Iſt aber ein Redner ſo weit, ſich ſolche Fragen vorzulegen, dann beſitzt er auch einen höheren Muth, als den zum Reden — den Muth des Schweigens. Im richtigen Moment zu ſchweigen, iſt vielleicht noch ſchwerer, als im richtigen Moment zu reden. Sich beſcheiden und ſich ſagen, daß man nichts Beſonderes vorzubringen habe, nichts Eigenes, nichts, was nicht ſchon geſagt worden wäre oder noch geſagt würde, das muß man lernen, dafür muß man ebenſo geſchult werden, wie für's Reden. Das iſt natürlich nicht zu verwechſeln mit dem Muth des Schweigens, den man bei einer Zeugnißverweigerung bekundet, denn hier hat man den Muth zum Reden gar nicht niederzukämpfen; auch iſt es ein trauriger Muth, der uns etwa ſchweigen heißt, wenn wir zu Zeugen der Wahrheit aufgerufen werden, und es für vorſichtig halten, zu ſchweigen, und in der Verneinung der Lüge ſchon die Behauptung der Wahrheit erblicken. Das iſt dann ein ſchlechter und bedenklicher Redner. „Nur was er weiſe verſchweigt" — ſagt Schiller. — Ich hoffe, ich habe dem Leſer nicht zu lang geredet.

626342 77

Verlag von Carl Reißner in Leipzig.

Werden und Wandern
unserer Wörter.

Etymologische Plaudereien

von

Franz Harder.

In festem Cartonband. 3 Mark.

Für jeden Gebildeten eine geistig anregende, unterhaltende und belehrende Lektüre. **Kölner Nachrichten.**

Ein großenteils recht gut gelungener Versuch, dem gebildeten Laien, aber auch den Philologen, die so oft gestellte und so selten leicht beantwortete Frage: „woher kommt dies Wort?“ zu lösen.

Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes.

Ein reicher Schatz wissenschaftlichen Materials steckt in dem Buche, das sich als ein Nachschlagebuch für Alle erweist und über die verschiedenartigsten Dinge gründlichste Auskunft gibt. Namentlich sind die Prägnanz der Erklärungen über Abstammung und Bedeutung technischer Bezeichnungen und die Übersichtlichkeit der Anordnung zu rühmen. Der Inhalt umfaßt so ziemlich alles, was ein in gebildeten Kreisen Verkehrender wissen muß. Eine sehr große Anzahl Worte aus dem Kunstgebiete, die man gemeinhin als deutsche genommen, erweisen sich als Entlehnungen aus dem Griechischen, andere wieder, die oft für Fremdwörter ausgegeben werden, sind aus dem Althochdeutschen entnommen.

Dresdner Nachrichten.

Der Kampf für die Reinhaltung unsrer schönen Muttersprache, der in den letzten Jahren aufs neue entbrannt ist, hat bei der durchaus nicht scharf gezogenen Grenze zwischen den fremden Eindringlingen und dem wohlgesicherten Besitze unseres Wortbestandes auch weitere Kreise als die eigentlichen Sprachgelehrten für die Ergebnisse etymologischer Untersuchungen zu interessieren vermocht. Leider vermögen aber nur die wenigsten derer, welche dieses Interesse an einer genaueren Bekanntschaft mit den eigentümlichen Wandlungen und Verschiebungen im Bestande unseres Sprachschatzes hegen, dasselbe auch zu be-

friedigen, ohne daß sie dabei Zuflucht zu gelehrteren oder umfänglicheren Werken nehmen müssen. Für diese wird denn nun das vorliegende handliche Buch eine sehr willkommene Gabe sein. Der zu einem solchen Unternehmen wohl legitimierte Verfasser hat in einer Reihe von nach sachlichen Gesichtspunkten (Kleidung, Nahrungs- und Genußmittel, Haus und Hausgeräte, Stadt, Wege, Verkehr, Familie, Vergnügen, Staatsleben 2c.) geordneten Abschnitten in allgemein verständlicher, klarer und fesselnder Sprache Belehrung über Herkommen und Bedeutung einer großen Reihe von Worten gegeben, die einesteils dem Leser bisher als echt deutsch gegolten haben, aber sich nun plötzlich als ausländischen, nicht selten ziemlich entlegenen, meist orientalischen Ursprungs ausweisen, während andere fremdartig klingende Bildungen sich als zurückgekehrte Überläufer enthüllen, die, ursprünglich deutsch, erst in die Fremde zogen und später durch fremdes Gewand unkenntlich gemacht, wiederkamen. Ein alphabetisches Register erleichtert übrigens das schnelle Auffinden irgend eines gesuchten Wortes.

Zeitung für das höhere Unterrichtswesen.

Für ernstere Zwecke giebt es genug Werke, aus welchen man Belehrung über den Ursprung der deutschen Worte finden kann, aber sie sind, das eben angezeigte Wörterbuch ausgenommen, zu groß und zu teuer. Es war deshalb ein guter Gedanke des Verfassers, aus den verschiedensten Gebieten Worte auszuwählen und deren Ursprung, so weit derselbe bekannt ist, zu erklären. Er hat, und mit Recht in Hinsicht auf den Zweck belehrender Unterhaltung, die zusammengehörigen Worte in 18 Gruppen geordnet (Kleidung und Nahruug 2c.). Es werden im Ganzen wohl an tausend Worte erläutert: ein Verzeichnis nach dem Alphabet geordnet, erleichtert die Auffindung. Wir empfehlen das Werk, über dessen Erfolg wir keinen Zweifel hegen.

Deutsche Roman-Zeitung.

Ein höchst genußreiches Buch, das jedem Gebildeten, der mit Interesse die Entstehung unserer Wörter verfolgt, eine Fülle der Belehrung und Anregung bietet. „Etymologische Plaudereien" nennt der Verfasser das Buch, doch muß, um Mißverständnissen vorzubeugen, gesagt werden, daß er meisterlich versteht, in der Form der „Plauderei" dem Leser die Resultate ernster Sprachstudien mundgerecht zu machen und durch Beifügung des gelehrten Apparates die Controle seiner Deutungen zu ermöglichen.

Niederrheinische Volkszeitung.

Druck von C. G. Röder in Leipzig.

303308231N

TAYLOR INSTITUTION LIBRARY
OXFORD OX1 3NA

PLEASE RETURN BY THE LAST DATE STAMPED BELOW

Unless recalled earlier

16 FEB 2000